Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

r. 36 — Leipzig, den 9. September — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Tischreden Jesu — Religion und wirtschaftliches Abhängigkeitsgefühl (Schluß) — Johann Friedrich Starck Lebensbild aus der Zeit des spätern Pietismus (Schluß) — Drei Jahre im Evangelischen Diakonieverein: 2. Organisation der nkenpflege — Trilby und Jean Mornas. Eine hypnotische Studie (Erste Hälfte) — Verschiedenes: Zur Verständigung in den gegen- tigen Glaubenskämpfen: Gedanken über die Gesundheitspflege des Geistes; Milieu; Die drohende Maßregelung welfischer Pastoren — Auf- derung, Charakteristik des modernen Menschen betreffend — Anzeigen

Tischreden Jesu

Luk. 14

Die Aussprüche des Herrn stammen zu einem nicht geringen l aus seinen „Tischreden." Nun ist gerade das Gebiet der chreden eines, das für die Ethik verhältnismäßig leicht zu andeln ist. Der Zweck steht so unmittelbar und elementar daß verhältnismäßig wenig, nur ein kleines Stück Bildung u gehört, um hier das richtige Benehmen zu finden. Man f bei Tisch natürlich nur Ansprechendes reden, nichts, was stimmen kann. Man hat ja genug Zeit den ganzen Tag r, um Grobheiten zu sagen, schlimme Anspielungen, Tadelndes, rnendes. Weshalb gerade beim Essen? Wie gesagt, es ist ganz klar. Auch ists gerade hier dem Ungebildetsten fast ständlich. Ein jeder weiß, wie der Aerger, ja das bloße nliche Gefühl, geschweige der Schreck, die Feindschaft beim ihle wirkt. Es muß schon ein recht robuster Magen sein, darüber nicht seine Pflicht aufkündigt.

Wie wird Jesus sich bei Tisch benehmen? Bezaubernd ß er da sein! Er, der auch die kleinsten Regungen der nschenseele so zart verstand; der so menschlich mit uns fühlte; n nichts zu klein war, er kannte eine freundliche göttliche icht darin; er der Vollkommne, d. h., der das höchste, reinste eal bis in die zartesten feinsten Linien und Ecken hinein dar- lte: der Sündlose, Sündenreine! Er, der Verkünder der eue im Kleinen, der den feinen Takt besaß, der der Sittlich- erst ihren Blütenduft giebt.

Also setzen wir uns mit zur Tafel beim Obersten der arisäer, wovon Lukas im vierzehnten Kapitel seines Evan- iums berichtet.

Was uns zuerst bei den Tischgesprächen, die der Herr da rt, wohlthuend entgegentritt, das ist der völlige Mangel an lgemeinheiten. Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm n sittlichen Problem, aber keine Lösung, die er bringt, stellt ins Blaue hinein; und doch merkt der, der Ohren hat, die ischen die Worte hören, gar bald, die Dinge, die er verhandelt, rden unter seiner Hand zu Gleichnissen ewiger Wahrheiten.

Wie sie da sitzen, zuerst noch ganz zufällig, wie sie gerade nen. Die Thüren sind offen. An den Wänden herum steht ch morgenländischer Sitte das arme Volk, zuzusehen und zu- hören. Und so kommt es, daß plötzlich ein Kranker vor ihm ht. Aber es ist Sabbath. Was thun? Jesus schaut auf die harisäer, die alle bereit sind, ihn für einen laxen Frommen halten, wenn er heute hilft. Da wirft er die niederschlagende age auf, wer mehr ist, das Vieh oder der unsterbliche Mensch. nn das Vieh retten sie am Sabbath, wenn es verunglückt. er der Mensch? Das Vieh ist eben Wertobjekt, der Mensch — nur Selbstzweck. Wir verstehen — und denken, auch Pharisäer haben es verstanden — das Gleichnis, das so elle Lichter wirft vom Bauern an, der die Schweinezucht nster nimmt als die Kinderzucht, bis herauf zu der Dame, die ihren Seidenhund und ihren Papagei selber wartet, aber ihr Kind der gefallenen Dirne, der „Amme" zur Ernährung giebt.

Inzwischen kommen die Gäste alle und drängen nach den vornehmen Plätzen. Es sind ja auch alles vornehme Leute, Keiner ahnt, ob etwa ein noch Vornehmerer als er geladen sein möchte, deshalb drängt Jeder nach oben. Und Jesus lächelt bei diesem Drängeln: Wie dumm und unvorsichtig. Gerade so dumm und unvorsichtig wie unser inneres Prahlen vor Gott. Und er spricht das Wort, das durch eine wunderbare Verschiebung seines Sinnes die magna charta aller derer geworden ist, die die tollste und krankste aller Prahlereien üben, die Prahlerei mit der Demut, sodaß heutzutage das kräftige gesunde Selbstbewußtsein des Tüchtigen ständig auf der Anklagebank sitzt, und so nur die Szenerie verändert ist, indem das Unten für Oben gilt und die Gäste sich nach unten drängen: die Gesinnung aber ist auf- dringlicher geworden als je.

Nun hat der Tafelordner die Rangordnung bestimmt. Manches verstohlene Gelächter hat es dabei gegeben. Und nun hat das Mahl begonnen, ein reiches Mahl: so sagen auch alle Teilnehmer, so murmelt das Volk an den Wänden. Alles lobt den Wirt. Du Rabbi aus Nazareth, was sagst du? Bisher hast du uns nichts als Unangenehmes gesagt. Auch jetzt kein Wort der Anerkennung? Merkst du denn gar nicht, du Frommer, der du sein willst, daß hier sich eine Frömmigkeitsübung vor dir entfaltet? Das Sabbathmahl ist doch ein Wohltätigkeits- mahl. Du weißt es wohl nicht? Aber Jesus sieht an die Wände, wo die Armen und Krüppel stehen, und sieht die Tafel entlang: alles Leute, die schon im stillen berechnen, wieviel sie ausgeben müssen bei der Quittungsmahlzeit, damit es da eben so hoch hergeht. „Nein, höre mein Lieber: Wohlthätigkeit ist keine Rechnung," und so spricht er sein Verdammungsurteil über das meiste, was es an Wohlthätigkeit auf Erden giebt, ein- schließlich die fromme Wohlthätigkeit derer, denen der lebendige Gott selber gut genug ist, ein Faktor in ihrer Rechnung zu werden. „Nein, die da, dies dir nicht vergelten können, die lade dir ein!"

Damit ist die Peinlichkeit aller dieser Tischreden Jesu auf die Spitze getrieben, während seinerseits auch auf der höchsten Spitze angelangt ist der Ekel Jesu über die prahlerischen Reden, die die Pharisäer führen von ihren guten Werken, ihrem vielen Beten, Fasten und Almosengeben, ihrer exemplarischen, bibel- und bekenntnisgläubigen Frömmigkeit, wo immer Einer den Andern zu überbieten sucht in Aeußerungen des Glaubens, alles mit dem verstohlenen Seitenblick auf ihn, den beliebten rede- gewaltigen Rabbi, damit er merke, wessen er gewürdigt sei in ihrer Gesellschaft.

Und nun ist jene peinliche Stille da, die entsteht, wenn jemand recht taktlos gewesen ist. Der Gastgeber ist durch ein ungeschicktes Wort des — wie sie zu seiner Ehre annehmen — ungebildeten Rabbi bloßgestellt. Man weiß nicht recht, was man sagen soll. Da versucht es einer seiner Nachbarn, ihm eine

Brücke zu bauen, ihm die Gelegenheit zu einer höflichen Verbeugung in den Mund zu legen. Oder will er überhaupt nur ein neues Thema aufbringen, damit die unliebsame Störung vorübergehe? Die Kränkung, die geschehen ist, soll in christlicher Weise — wie wir sagen würden — hinweggewischt werden, und mit gesalbter Frömmigkeit ertönt das: „Selig ist, wer das Brot isset im Reiche Gottes." Schon selig ist es, unter so gottseligen Gesprächen das Brot essen zu dürfen, als wie es uns hier vergönnt war. Wie selig erst im Gottesreich, wo noch viel frömmer gesprochen werden wird, weil alle die frommen Zeugen der Vergangenheit von den Erzvätern an die Rede führen werden, o selig einst!

Das ist zu viel für Jesus — und damit nimmt das schon gereizte Tischgespräch die Wendung zu dem erbitterten durchreißenden und doch für die hörenden Ohren so himmelsnahen Schluß, der nun eintritt.

Sie meinen gutmütig sein zu müssen gegen ihn: Laßt ihn, er ist noch zu jung, da ist man so hitzig. Wir Alten kennen das ja! Sie meinen ihn entschuldigen zu müssen! Warum auch nicht? Die Höflichkeit gegen den Gastgeber gehört ja ganz sicherlich mit zur Treue im Kleinen. Und eine Menge christlicher Religionskünstler sitzen mit den Pharisäern zusammen und destilliren alle harten Worte aus dem Leben Jesu heraus, als „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen." Es kommt selbst dabei noch eine regelrechte Artigkeit für seine Mutter heraus. O wie verkennen sie die Situation und das, worauf es ankommt! Sie wollen das Alltagsleben religiös machen und machen das Leben der Religion zu Alltagsstaub. Statt sich von der Religion durchglühen und aufheben zu lassen, machen sie sie zu einem lauwarmen Geplätscher, in das schließlich alles Große aufgelöst wird. Sie sind so fromm geworden, daß sie keine Ausnahme-Augenblicke mehr kennen, so regelrecht, daß sie nichts mehr aufregen kann. Ich glaube, wenn der Blitz in ihr Haus schlägt, so bieten sie ihm einen Stuhl an. Und wenn das heiße Leben dahinflutet, schöpfen sie es sicherlich entweder in die Retorte oder in den Kochtopf!

Gut! also! — Jesus nimmt das Gleichnis an: das Himmelreich ein Fest, das Fest des Lebens. Erzväter haben es ersehnt, Propheten sich darum steinigen und martern lassen, Helden darum gekämpft. So ist es zugerichtet, so seid ihr geladen. Und nun es kommt, nun es da ist. meint ihr, es sei Stunde der Höflichkeiten und Musterhaftigkeiten und Regelrechtigkeiten und was noch für Gerechtigkeiten. Während alles darauf ankommt, bereit zu sein, wo und wann die Ewigkeit durchreißt und herniederreicht, daß ihr den Anschluß an sie findet — da arbeitet ihr Hausordnungen durch!

Von Zeit zu Zeit wird Glauben und Weisesein der oberen Zehntausend im Reiche Gottes wie im Reiche der Welt so gesetzt und gesetzlich, so pedantisch und philiströs, so lebensleer und gespensterhaft formulös, so ethisch kultivirt dünkelhaft und fraglos, daß frisches Leben nur noch schrecken und stören, ja ernsthaft gefährlich werden kann. Das sind die Zeiten, wo alte Werte reißen und ehrwürdige Dogmen zerschellen, wo die Geistigarmen selig sind und das Himmelreich zu den Sündern geht, weil die Geladnen im Wartesaal häuslich wurden. Frische noch unverbrauchte Kräfte für die frische Entwicklung: Verachtete, Neuaufsteigende, Proletarier, gleichviel ob von den Hecken oder Zäunen her, Gott rüstet nicht umsonst.

„Selig ist, wer das Brot isset im Reiche Gottes!" — und Jesus ruft unter die Gäste: Ich sage euch aber, daß der Geladnen keiner es essen wird.

Erschrocken starren die Augen der Gäste ihn an, gefangen und gebannt von der herausfordernden Glut in seinem Blick. Dann erhebt sich Getümmel, alles springt auf, redet los, bittet, schilt, beruhigt, läuft durcheinander.

Jesus läßt sie hinter sich reden. Er hat sich gewandt, ruhig, wie einer, der einen Auftrag ausgerichtet hat. Und so geht er hinaus, hinweg vom Gastmahl der geistigen Protzen.

Aber die Wände entlang, wo die Verachteten stehen, um zuzuschauen, zuckt es jetzt plötzlich wie Wetterleuchten einer raschen Erkenntnis. Und sie strömen hinaus, ihm nach, um ihn her: Gefolge und Murrer.

„Es ging aber viel Volkes mit ihm." Es beginnt sei Fest des Lebens und der Arbeit. Es beginnen die glühende Pläne und die kühlen Voranschläge.

„Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will, u sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es hab hinauszuführen? Oder, welcher König will sich begeben in eine Streit wider einen andern König und sitzt nicht zuvor, u ratschlagt, ob er könne mit Zehntausend begegnen dem, der üb ihn kommt mit Zwanzigtausend? Wo nicht, so schickt er Bo schaft, wenn jener noch ferne ist, und bittet um Frieden."

O über die Seligkeit des Um-Frieden-Bittens! Eine einzi trotzige Stunde, die mit beiden Füßen feststeht in der Gefah weil sie im Ewigen steht, die hat mehr Gottesreich in sich fü lange Arbeitswochen, als viel erbettelter Frieden, wer sie m zur Quelle zu machen weiß, wer nur Herz genug in sich ha sie hinein zu fassen.

Oder auch ein Erntemorgen, in dessen Sonnenlicht i die Sense blitzen laßt, eine Mahd durch das rauschende Korn hi

O eine Stunde Blick in Blick mit der richtenden Ewigke geraden offenen freien Blick und dann kommt alle Wetter u Wogen! —

Tischgespräche Jesu an der Tafel der Feinen, Vornehme War Jesus liebenswürdig? Ich finde es nicht.

Ich möchte nicht, daß einer ihn nachahmt in dieser Sac Das möchten lästige Tischgenossen werden, die sich daran bilde

Was schwätzt ihr denn von der Tugendhaftigkeit und Vo bildlichkeit Jesu? von seiner Ethik und von seiner Lieben würdigkeit? und was soll der Unfug der schönen Christusköp an euern Wänden.

Er war der Riß durch die Wolken und der Bruch dur die Zeit; er war nicht Modell oder Muster.

Nein, Jesus war nicht liebenswürdig; starke Seelen möchte ihn aber vielleicht liebenswert finden.

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was d bescheret hast."

Bs

Religion und wirtschaftliches Abhängigkeitsgefül

6

Fassen wir unsre prinzipiellen Ergebnisse über die sozi listische Religionstheorie kurz zusammen, so finden wir, da es eine große Ueberschätzung des wirtschaftlichen Momen ist, wenn man ihm nicht etwa bloß eine gewisse praktisc Bedeutung für die Religion beilegt, sondern es gerade zu einer intellektuellen Quelle der Religion selbst mache will. Und um so deutlicher zeigt sich diese Ueberschätzun weil das wirtschaftliche Moment nicht etwa bloß im allg meinen genommen wird, sondern in der ganz bestimmte Färbung einer einzelnen Parteidoktrin. Es ist die bekann Ueberschätzung, die sich so oft mit neu aufkommenden Idee zu verbinden pflegt, daß diese nun gleich als Allerweltsheil mittel und als Schlüssel für alle Rätsel in Anspruch genomme werden. Als um die Wende unsers Jahrhunderts die sittlic Weltordnung die Geister beherrschte, sollte auch die Religio keine weitere Bedeutung haben, als ein Appendix derselben z sein. Dann suchte zur Zeit der Romantiker eine ästhetisirend Weltbetrachtung die Religion als ihr Anhängsel zu betrachten Als später die Naturwissenschaften einen so ungeahnten Au schwung nahmen, wollte man die Religion häufig nur noc als einen rückständigen Rest überwundner Naturanschauunge gelten lassen. Jetzt wiederum scheinen neuere ökonomisc Theorien von ihrem Standpunkte aus dasselbe Spiel mit de Religion treiben zu wollen. Allein gerade je häufiger ma dies Spiel sich schon hat wiederholen sehen, um so wenige kann es imponiren.

Für die christliche Theologie erwächst dem gegenüber d Aufgabe, der Religion ihre unantastbare Selbständigkeit un Hoheit zu wahren. Mag die Religion immerhin nachträgli zu diesen Dingen in Beziehung treten, so wird sie sich doc dabei bewußt bleiben müssen, für sich selbst eine höhere göttlic Quelle zu haben, und von dieser aus werden dann umgekeh

ch auf jene menschlichen Verhältnisse Ewigkeitsgedanken auszahlen.

Gebührt aber der Religion eine solche Selbständigkeit, ziell auch dem wirtschaftlichen Gebiete gegenüber, so müssen r von vornherein alle Versuche zurückweisen, die die geschichtchen Erscheinungen der Religion in geschichtsmaterialistischer eise rein aus wirtschaftlichen Vorgängen herleiten wollen. der That sind die geschichtlichen Partien über die soziale eligion der schwächste Teil des Buches von Lütgenau; man rf sich da in keiner Weise durch Anhäufungen von wissenhaftlichem Beweismaterial blenden lassen. Namentlich zeigt h die ganze Unzulänglichkeit der ökonomischen Erklärungseise da, wo es gilt, hervorragende Persönlichkeiten in ihrer igiösen Eigenart zu verstehen, so beispielsweise die des Heindes selbst oder die Personen der Reformatoren. Eher schon gt sich ein Schein der Berechtigung da, wo die organisirte Kirche wirtschaftliche Verhältnisse verwickelt wird; allein in dem aße, als dies geschieht, haben wir nicht mehr die Religion sich, sondern reden von beginnender Verweltlichung. Doch r wollen wenigstens einen kurzen Streifzug durch das geschichthe Gebiet unternehmen.

Ueber die natürliche Religion können wir schnell hinweghen, da in diesem Punkte Lütgenaus Buch sekundär ist. Nur ns sei hervorgehoben, auch die israelitische Religion erscheint esentlich noch als natürliche. Während Max Müller f diesem Gebiete sehr pietätvoll gegen die biblischen Urkunden rfährt, von einem Henotheismus der Semiten redet und den onotheismus mit Abraham beginnen läßt, wird Lütgenau inem Meister hier gänzlich ungetreu: David und Salomo seien och Polytheisten gewesen, und der Monotheismus sei erst nach r Reichsspaltung in dem Stamm Juda aufgekommen, als iederspiegelung seiner Stammesvereinzelung. Was also die ttestamentliche Quellenkritik mit ihrer späten Datirung von r speziellen Ausgestaltung des Kultus und von dessen litterrischer Beurkundung behauptet, wird hier in radikalster Weise eich auf das Zentrum der Religion angewendet.

Der sozialen Religion hat namentlich das römische Univerlreich vorgearbeitet. Das Christentum ist gleich als soziale eligion aufgetreten — natürlich nur als Richtung und Wiederiegelung der herrschenden Gesellschafts- und Produktionsordung; darum habe es auch die Lage der Frau und den Fortestand der Sklaverei nicht ändern können. Was auf diesen ebieten in ideal-religiöser Beziehung geschehen ist, kümert den Religionsforscher nicht. Geradezu frivol ist die uffassung der Person Jesu: Er war „ein Revolutionär in iel und Mitteln." „Das vor allem Charakteristische an Jesu ehre ist die Verwerfung des Reichtums." (!) Stellen wie ark. 8, 36 oder Joh. 18, 36 scheinen dem Religionsforscher — oder seiner Quelle — ganz unbekannt zu sein. Daß sich ber doch manche reiche Leute zum Evangelium bekehrten, kann ich der Verfasser nur so erklären:

> Einmal war mit ihrer sittlichen Energie ihre Widerstandskraft eschwächt. Und dann blieb ihren durch alle Reize erschöpften Nerven ur noch ein Reiz der Neuheit: der eines strengen, entsagenden Lebens.

Das sind Worte, die fast an den Agitationsstil mancher Wahlflugblätter erinnern. Allein das Christentum änderte allmählich seine Richtung. Aus dem ursprünglichen, freilich erfolglosen Protest gegen die geltende Gesellschaftsordnung — der wegen seiner Erfolglosigkeit sich schließlich in den Chiliasmus flüchtete — wird allmählich, seit Konstantin, eine innige Verbindung mit ihr. Man sollte meinen, ein so radikaler Bruch in der Entwicklung einer „sozialen Religion" müßte doch eigentlich von Rechts wegen eine neue soziale Religionsstiftung herbeigeführt haben. Was Harnack gesagt hat von einer theoretischen Verweltlichung (Hellenisirung) des Evangeliums durch seine Verbindung mit der griechischen Philosophie, wird hier sofort ins Oekonomische übersetzt als wirtschaftliche Verweltlichung. Was Lütgenau von den Beziehungen der Papstkirche zum mittelalterlichen Feudalstaat sagt, kommt der Wahrheit schon näher, ist aber eben nicht mehr rein religiöse Sache. Dagegen hat er für die Reformation kein Verständnis. Sie hing lediglich davon ab, ob man ein wirtschaftliches Interesse daran hatte, die Verbindung mit dem Papsttum zu lösen. Kategorisch wird dekretirt: „Der Charakter der lutherischen Religion hat nicht in der Denkweise einer einzelnen Person seinen Grund." Zu dem Kühnsten aber in geschichtsmaterialistischer Weisheit gehören die — übrigens von Engels übernommenen — Worte:

> Kalvins Gnadenwahl war der religiöse Ausdruck der Thatsache, daß in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankerott nicht abhängt von der Thätigkeit oder dem Geschick des Einzelnen, sondern von Umständen, die von ihm unabhängig sind. So liegt es nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern am Erbarmen überlegner, aber unbekannter ökonomischer Mächte.

7

Wie wird es aber nun in Zukunft mit der Religion werden? Die Antwort läßt sich nach den obigen prinzipiellen Erörterungen leicht geben: Wenn jene dunkeln, undurchsichtigen wirtschaftlichen Verhältnisse erst wieder beseitigt sind, deren Wiederspiegelung eben die Religion ist, wird sie von selbst verschwinden, aus dem einfachen Grunde, weil es dann nichts mehr wiederzuspiegeln giebt:

> Unsre Produkte hören immer mehr auf, uns als übergewaltige fremde Macht gegenüberzustehen, und die letzte fremde Macht verschwindet, die sich jetzt noch in der Religion wiederspiegelt.

Aber wie wird es dahin kommen? Antwort:

> Dazu gehört freilich eine gesellschaftliche That: die Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft.

Da haben wir wieder die alte Marxistische Parteidoktrin: Ursprünglich lag die Produktion in den Händen der Gesellschaft, so lange waren die wirtschaftlichen Verhältnisse klar und durchsichtig. Dunkel und geheimnisvoll wurden sie erst, als die Produktion sich der Leitung der Gesellschaft entzog; sie werden erst wieder klar und befriedigend werden, wenn sie wieder unter die Leitung der Gesellschaft zurückkehren. Da aber voraussichtlich sehr Viele diese Theorie nicht einsehen werden, so kann nur eine „gesellschaftliche That" helfen; die wird dann auch der Religion — zwar nicht der Absicht nach, wohl aber dem Erfolg nach — den wirtschaftlichen Boden abgraben. Die Verwirklichung des Programmsatzes „Religion ist Privatsache" gestaltet sich also so: Zunächst entkleidet man die Religion aller öffentlichen Bedeutung. Dann kommt die große wirtschaftliche Umgestaltung der Verhältnisse. Dadurch wird auch der Religion ihr angeblich ökonomischer Boden entzogen, sie wird immer privater und immer privater, bis sie zuletzt eines stillen und sanften Todes entschläft. — Uebrigens ist der Verfasser hierbei nicht logisch konsequent. Nach seinem Standpunkt brauchte er zum Aussterben der Religion streng genommen jene „gesellschaftliche That" überhaupt nicht. Wodurch ist denn die andre Wurzel der Religion, die physische, zum Absterben gekommen? Etwa auch durch eine entsprechende physische That? Daß man jene dunkeln, geheimnisvollen physischen Mächte, Sonne, Mond und Sterne beseitigte oder sie wenigens in die Gewalt bekam? Gewiß nicht, das würde auch selbst der Zukunftsgesellschaft nicht gelingen. Nein, einfach dadurch, daß man sie sozusagen „theoretisch" in die Gewalt bekam, daß die fortschreitende Naturerkenntnis sie ihres dunkeln und geheimnisvollen Charakters entkleidete. Weiter nichts wäre auch für die soziale Wurzel der Religion nötig: theoretische Durchdringung der scheinbar geheimnisvollen wirtschaftlichen Mächte durch fortschreitende ökonomische Bildung. Allein wir unsrerseits sind überzeugt, daß es weder auf diesem noch auf jenem Wege jemals zu einem Absterben der Religion kommen wird, einfach deshalb nicht, weil die Religion gar nicht auf solchen intellektualistischen, ökonomisch-metaphysischen Wurzeln ruht. Gewiß wird das Christentum in den sozialen Fragen eine Rolle zu spielen haben, aber nicht die Rolle eines Sterbenden, eines letzten Reflexes bisheriger Zustände, sondern die Rolle des „Salzes der Erde" und des „Lichtes der Welt," indem es seine Ewigkeitsgedanken zur Geltung bringt gegenüber allen auch noch so zukünftigen wirtschaftlichen Verhältnissen, die alle mit einander doch nur „von dieser Welt" sind.

Somit können wir in den religionsphilosophischen Theorien Lütgenaus und der verwandten Sozialisten keine positive Mitarbeit an den wirklich religiösen Problemen erblicken. Lütgenau

behauptet in seinem Buche gelegentlich eine große Unsicherheit der Religionsforschung und rühmt, er habe in seiner „Sammlung“ mehr als hundert verschiedne Erklärungen und Definitionen von Religion, die sich übrigens durch Gruppirung gar sehr vermindern lassen würden. Er selbst fügt nun die hundertsoundsovielste hinzu, aber wir können wahrlich nicht behaupten, daß dadurch die Sache an Klarheit und Sicherheit gewonnen hätte. Und wie mag sich seine Auffassung erst ausnehmen im Gewande populärer Nutzanwendung, zu propagandistischen Zwecken oder etwa im dissidentischen Religionsunterricht? Die reine Totengräberarbeit in allen religiösen Fragen. Wir aber halten es mit dem lebendigen Gott; und was das Wirtschaftliche anbelangt, so wissen wir, daß das schlichte Tischgebet des praktisch-nüchternen Christen und die treue soziale Hilfsarbeit am Bruder tausendmal wertvoller und vernünftiger ist, als alles Herumgespenstern mit dunkeln, geheimnisvollen wirtschaftlichen Mächten, die angeblich der Gegenstand der religiösen Verehrung sein sollen.

Hoepel

Johann Friedrich Starck

Ein Lebensbild aus der Zeit des spätern Pietismus

7

Wir richten nun noch den Blick auf Starcks Stellung zu den kirchlichen Fragen seiner Zeit, sein gesegnetes seelsorgerliches Wirken, sowie seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit.

Während zu jener Zeit viele Vertreter des Pietismus der Kirche gegenüber eine ablehnende Stellung einnahmen, gehörte Starck zu den Pietisten, die sich ganz zur Volkskirche hielten. Er hatte wohl einen klaren Blick für die vielen Schäden der lutherischen Kirche, ließ sich aber dadurch doch nicht abhalten, warm für sie gegenüber den Separatisten einzutreten, die an der Volkskirche lediglich die Schattenseiten wahrnahmen und deshalb von Gottesdienst und Abendmahl fernblieben. Bei aller Anerkennung für den Ernst, den einzelne dieser Abgesonderten zeigten, ließ er sich nicht bestimmen, die Gefahren dieser einsamen Stellung zu übersehen. Infolgedessen begegnen uns Warnungen vor der Separation vielfach in seinen Erbauungsschriften. Aber er begnügte sich nicht mit solchen mehr beiläufigen Winken, sondern versuchte auch mehrfach in eignen Schriften die Abgesonderten zurück zu gewinnen. So ließ er schon als Pfarrer von Sachsenhausen im Jahre 1720 den „Hirtenbrief an ein Schäflein, das sich von Kirche und Abendmahl absondert“ ausgehen. Herzlich beginnt er mit den Worten:

> Warum bist du, mein Schäflein, von der Herde geflohen, zu der du dich nun so lange Jahre gehalten hast? Thust du auch recht daran, daß du dich absonderst?

Eingehend bespricht er die vorgeschützten Ursachen dieser Lossagung: nämlich, daß in den öffentlichen Versammlungen gar viele böse und gottlose Menschen seien; daß die Leute, die in die Kirchenversammlungen gingen, doch nicht frömmer würden, daß dagegen in der Versammlung, in die man jetzt gehe, lauter Fromme seien; daß so viele Unwürdige zum Abendmahl kämen; daß man sich selbst noch unwürdig fühle, zur Kommunion zu kommen; daß die Prediger vorher auf den Universitäten studirten, auch ihre Predigt zu Papier brächten und also nicht aus dem Geiste redeten. Er sucht alle diese Einwände, die uns ein anschauliches Bild über den unter den Separatisten herrschenden Geist gewähren, zu widerlegen und schließt mit der dringenden Bitte um Rückkehr.

Starck hatte es jedoch hier mit Gegnern zu thun, die sich keineswegs leicht gewinnen ließen. Besonders einflußreich war ein Magister Andreas Groß, der zu den sogenannten Inspirirten gehörte, die sich auf besondre göttliche Eingebungen beriefen und in der Wetterau einen großen Anhang hatten. Sein Haus bildete den Mittelpunkt für alle, die mit der Kirche zerfallen waren, und gemeinsame Spaziergänge nach dem nahen Sandhof dienten dazu, die Unzufriednen zu sammeln. So blieb auch Starcks Hirtenbrief ohne Wirkung. — Darum machte er im Jahre 1730 einen erneuten Versuch, sich an Herz und Gewissen der Separirten zu wenden, indem er den „Wohl-

gemeinten Hirtenruf an die Schäflein, welche sich von der Kirche versammlung absondern“ veröffentlichte. Der besondre Anl zu dieser Schrift war die Beobachtung, daß selbst bei dem fei lichen Jubelfeste, das zur Erinnerung an die Uebergabe d Augsburger Konfession an Kaiser Karl V. abgehalten wurl jene Sondergeister sich ferngehalten hatten. Er beruft sich hi und auch sonst vielfach auf Spener, das Haupt des Pietism offenbar in der Hoffnung, daß dessen Worte von besondr Gewicht für diesen Kreis seien. Aber der wohlgemeinte Hirte ruf veranlaßte vielmehr einen Streit, der mehrere Jahre anhie Ein Büdinger Schuster Namens Krahl schrieb gegen Starck u griff zugleich die gesamte Frankfurter Geistlichkeit scharf a Er nannte die Kirchen Hütten, die Predigten einen Kram, d Prediger Schwätzer und stellte der „Kanzelmonarchie“, die au hören solle, das allgemeine Priestertum gegenüber.

Gegen diesen „erleuchteten Handwerksmann“ wendet si nun wieder Starck in der „Vermahnung zur Prüfung se selbst“ (1731).*) Nicht ohne Ironie behandelt er hier den hoc mütigen Gegner, der mit seinem Schusterhammer erbärmlich a die Geistlichen losschlage, und sucht die angegriffnen „Kirche christen“ gegen ihn zu verteidigen. Den Geistlichen Frankfur stellt er das Zeugnis aus, daß sie nicht Schuld hätten an de verlornen Seelen:

> Denn wir haben unter uns, Gott sei ewig gepriesen, Gese prediger, die mit Mose den Sünder schrecken, und wieder Trostpredige die dem geschreckten Sünder die Wunden Jesu zeigen, Lehrer, die d Weg Gottes und das reine Evangelium recht lehren und rechtschaff Christen, die, was sie lehren, auch in ihrem Leben beweisen.

Auf den Vorwurf, daß er selbst mehr für seine Persc als um Gottes Ehre eifere, antwortet Starck „vor Gottes A gesicht“:

> Nein, nein, Gottes Ehre zu befördern und Seelen Jesu zuz führen, ist mein Endzweck gewesen nunmehr sechzehn Jahre und soll e auch bleiben bis in meinen Tod, habe auch erfahren, daß Gott meine Fleiß nicht hat ungesegnet sein lassen.

Dies Zeugnis im Munde eines sonst anspruchslosen Manne ist gewiß beachtenswert. In den weitern Verlauf des Streit griff auch Magister Groß mit einer Schrift ein (1734), um de Standpunkt seiner Gesinnungsgenossen zu verteidigen.

8

Mehrfach hatte Starck sich in seinen Streitschriften über di Privatkonventikel ausgesprochen. Er hatte erklärt, daß er di häuslichen Erbauungsstunden an sich nicht verwerfe, hatte aber auc freimütig auf die Bedenken hingewiesen, die er dagegen hegte Er wollte warten, bis Gott ihm eine Thür aufthue. Abe gerade die Auseinandersetzungen mit den Separirten scheinen ih veranlaßt zu haben, etwas für die Sammlung der „Kirchliche unter den Erweckten“ zu thun. Denn um eben diese Zeit begani er in seinem Hause Erbauungsstunden im Sinne von Spener „Frommen Wünschen“ zu eröffnen. Sonntags sammelte er di Männer, Dienstags die Frauen um sich. Man begreift darum wohl, daß Starck den Grafen Zinzendorf aufsuchte, als er in Jahre 1736 nach Frankfurt kam. Und wenn er auch die Versuche einer eignen herrnhutischen Gemeindebildung in Frankfurt nicht billigen konnte, so scheint er doch die gegen di Brüdergemeinde damals gerichteten schroffen Maßregeln der lutherischen Geistlichkeit nicht gebilligt zu haben. Er unterschrieb zwar mit den Kollegen eine Erklärung gegen die heimlichen Zusammenkünfte der Zinzendorfianer, aber er fügte seinem Namen die Worte bei: Agnellos reducat Jesus („Jesus möge die Schäflein zurückführen“), was auf eine echt hirtenmäßige Gesinnung gegen die Abgefallnen schließen läßt. Als dann die Versammlungen der Herrnhuter verboten wurden, fragte Starck bei den Kollegen an, ob es nicht gut wäre, wenn man für diese zerstreuten Seelen eine oder die andre Privatzusammenkunft in Predigerhäusern abhielte. Obwohl die Amtsbrüder andrer Meinung waren, ließ er unter sie und die Mitglieder des Konsistoriums eine Schrift verteilen, die er schon vorher in

---

*) Aus dieser Schrift stammen auch die Zitate in Nr. 33, nicht, wie dort irrtümlich angegeben ist, aus der Vorrede zum Handbuch.

uck gegeben hatte: „Kurze Erörterung der Frage, ob nicht Prediger verbunden sei, mit seinen Beichtkindern und Zuhörern, es verlangen, in seinem Hause Unterhaltungen zu halten" 738). Die Veröffentlichung dieser Schrift wurde ihm vom nsistorium schwer verübelt; besonders mißbilligte der Senior ünden sein Vorgehen, obwohl er dem Pietismus selbst nicht n stand. Es wurde infolgedessen sogar den Geistlichen ver- ten, Schriften ohne Genehmigung der obersten Kirchenbehörde Druck zu geben. Ob Starck unter diesen Umständen seine uslichen Zusammenkünfte fortgesetzt hat, läßt sich nicht fest- llen; jedenfalls ward ihm nach seinem Tode die Genugthuung teil, daß Pfarrer Heinold in der Leichenrede ihn wegen Ab- ltung solcher Privatbesprechungen verteidigt hat.

In allen diesen Streitigkeiten erwies sich Starck als ge- uer Nachfolger Speners. Er hat auch dessen Katechismus- bellen in Frage und Antwort zergliedert neu herausgegeben d aus seinen Schriften ein Erbauungsbuch „Dr. Philipp akob Speners Ausübung des Christentums" zusammengestellt. ls der Hamburger Pastor Erdmann Neumeister, der Ver- sser des bekannten Liedes „Jesus nimmt die Sünder an," ı Uebereifer eine lange Reihe von Irrtümern Speners nach- weisen suchte, trat Starck mit großer Entschiedenheit gegen esen Vorkämpfer der lutherischen Rechtgläubigkeit für den von m verehrten Vater des Pietismus ein. Dabei stand er brigens durchaus auf dem Boden der lutherischen Bekenntnisse, ie nicht allein die vier Predigten über die Augustana bei Ge- genheit des Jubelfestes 1730 beweisen, sondern auch seine erundzwanzig Schriften vom heiligen Abendmahl, in denen : die lutherische Lehre eingehend darlegt. Während manche ietisten jener Zeit bereits vom Geiste der Aufklärung ergriffen aren, läßt sich das von Starck durchaus nicht sagen, dessen Schriften noch in keiner Weise die Fragen berühren, die die Theologie der neuern Zeit beschäftigen. Daß er sich auch den Reformirten gegenüber als strenger Lutheraner fühlte, beweist in Manuskript im Archiv des Frankfurter Predigerministeriums nter dem Titel „Anti-Dathenus," in dem er sich gegen die Dar- tellung eines ältern reformirten Theologen Dathenus bezüglich er Stellung der Kalvinisten in Frankfurt wendet. Dieser Arbeit at er sich allerdings nur im Auftrage des Seniors unterzogen ınd auch nur einen Teil fertiggestellt, indem er bemerkt, daß r wegen der Fortsetzung nichts versprechen könne, da er be- schlossen habe, künftig lieber durch die Süßigkeit der Ewigkeit eine Seele zu erquicken, als sie durch den Lärm der Lehr- streitigkeiten zu verwirren. Das Wort beweist, daß er im Grunde der konfessionellen Streitlust fernstand, wenn er auch bereit war, für die Sache des reinen Luthertums mit einzu- treten und die schroffe Haltung der Frankfurter lutherischen Geistlichkeit gegen die Reformirten zu verteidigen.

Jedenfalls erschien ihm die Erfüllung der seelsorgerlichen Pflichten viel wichtiger als die Beteiligung an den kirchlichen Streitigkeiten. Aus den Protokollen des lutherischen Prediger- ministeriums läßt sich erkennen, wie sorgfältig er die Arbeit an den Gliedern seiner Gemeinde aufgefaßt und durchgeführt hat. So findet sich ein ausführlicher Bericht über einen glücklich durch- geführten Sühneversuch vor. Ein angesehener Bürger war dem Tode nahe und wünschte das Abendmahl zu empfangen, zeigte sich aber völlig unzugänglich gegenüber seiner Tochter und deren Gatten. Umsonst ermahnte ihn Starck, sich mit den Seinen aus- zusöhnen — mehrfach verließ er ihn, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Endlich aber gelang es doch noch in letzter Stunde, das Widerstreben des Sterbenden zu brechen, der darauf das Sakrament erhielt und noch all den Seinen einen Segen mit Hand- auflegung erteilte. Ein andermal wird beschrieben, wie Starck einen Verbrecher vor der Hinrichtung noch zur Buße bewogen hat. Wie viel Mühe er sich gab, im Hospitale Ausländer, Taub- stumme und Geistesschwache auf die Kommunion vorzubereiten, zeigen seine Predigten über das Abendmahl, die er mit An- merkungen versehen hat, in denen derlei schwierige Fälle aus der Praxis gründlich erörtert werden. Daß er es überhaupt mit dem Gange zum Altar sehr ernst nahm, beweist nicht bloß sein Kommunionbuch, sondern auch eine Stelle aus seinen Lebens- regeln (S. 263), wo er sagt:

Ich erschrecke allezeit, wenn in allen Kirchen das heilige Abendmahl gehalten wird, da man wohl fünf- bis sechshundert Menschen zählt. Ich seufze oft: Ach Herr Jesu! wie viel sind unter diesen Bußfertige und wahrhaft Gläubige? Gereinigte? Bekehrte? Wieviele wollen ein neues Leben anfangen?

Man sieht daraus, daß er die Sorge über unwürdigen Genuß des Sakraments so gut wie die Separirten auf dem Herzen trug, ohne doch die gleichen engherzigen und selbstgerechten Folgerungen daraus zu ziehen.

Wenn es die Aufgabe eines rechten Seelsorgers ist, nicht bloß die Gemeinde zu belehren, sondern ihr auch das Christen- tum selbst vorzuleben, so hat Starck auch in dieser Hinsicht red- lich das Seine gethan. Einer seiner bedeutendsten Zeitgenossen, der Hallische Professor Sigmund Jakob Baumgarten, hat in seiner Vorrede zu Starcks Morgen- und Abendandachten ausdrück- lich die gesamte treue Amtsführung dieses Geistlichen gerühmt. Stark selbst schreibt gar schön in der Erörterung über die häus- lichen Unterredungen:

Eines Predigers Haus muß wie eines Apothekers, Arztes und Wundarztes Haus sein, dahin alle geistig Kranke, Verwundete, Hilfs- bedürftige gehen dürfen; wenn nun Niemand sich einfindet oder einfinden will, so stehet doch Thor und Thür offen.

Daß aber die Gemeindeglieder bei Starck nicht bloß ein offenes Herz, sondern auch eine offene Hand fanden, beweist folgender Zug, den Koch in seiner Geschichte des Kirchenliedes mitteilt: Ein Schuhmacher klagte ihm, daß ihm das Geld fehle, um Leder einzukaufen. Starck forderte ihn herzlich auf, sein Vertrauen nicht wegzuwerfen, sondern ernstlich zu beten. Als der arme Mann nach Hause kam, fand er einen Ballen Leder vor, den ihm sein Seelsorger zugesandt hatte. Er gedachte bei seinem Wohlthun besonders an das Wort des Heilandes: „Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut." Lange Jahre erhielt das Frankfurter Armenhaus ein für jene Zeit ungemein hohes Geschenk von fünfhundert Gulden mit der Unterschrift: „Von einer Gott liebenden Seele." Erst nach Starcks Tode wurde es offenbar, wer der Geber gewesen war.

Eine so große Freigebigkeit wäre allerdings nicht möglich gewesen, wenn ihn nicht Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet hätte. Vermutlich war seine Frau begütert, da ihre Brüder Handelsherren in Amsterdam waren.

9

Wie sehr er die Seelsorge als die Hauptsache in seinem Amte ansah, ergiebt sich auch aus einem Blick auf seine schrift- stellerische Thätigkeit. Man darf sagen, daß eine jede Zeile, die er veröffentlicht hat, irgendwie mit der Fürsorge für die ihm anvertrauten Seelen zusammenhing. Ob er dabei anderweitigen geistigen Interessen entsagen mußte, läßt sich nicht feststellen. Gewiß ist, daß, während selbst ein Spener Zeit zu gründlichen heraldischen Studien fand, nichts von wissenschaftlicher Neben- beschäftigung bei Starck uns entgegentritt.

In den Vorreden seiner Erbauungsschriften begnügt er sich auch nicht etwa, auf ein angeblich „dringendes Bedürfnis" hinzuweisen, dem er abhelfen müsse, sondern er erzählt in schlichter Weise, durch welche besondern Erfahrungen im Amte oder bei Unterredungen mit Gemeindegliedern er zur Herausgabe veranlaßt worden sei. Wenn seine Schriften trotz solcher be- sondern Veranlassung eine Verbreitung durch ganz Deutschland gefunden haben, so ist dies ein neuer Beweis für die Wahr- heit, daß der Geistliche durch seine Schriften am sichersten auf weitere Kreise einwirkt, der die Treue im Kleinen auf dem Boden seiner eignen Gemeinde bewährt hat. So sind die „Lebens- regeln" (1743) entstanden aus Sprüchen, die er ursprünglich für Dienstboten drucken ließ, die bei ihm etwas auszurichten hatten. Aus der genauen Erläuterung solcher Sprüche ent- stand ein gehaltvolles Erbauungsbuch, das den ganzen Gang des Christenlebens darlegen sollte. Das „zwiefache Morgen- und Abendopfer frommer Christen, sowohl zu Hause als auf Reisen nützlich zu brauchen" verfaßte Starck (1737) mit Rück- sicht auf solche Eltern, die ihren in die weite Welt ziehenden Söhnen ein für sie geeignetes Andachtsbuch mit auf den Weg geben wollten. Er verschmähte dabei nicht den Rat eines frommen Kriegsmannes über die beste Einrichtung eines solchen Büch-

leins, sowie auch eine gelegentlich einer Hochzeit ihm deswegen ausgesprochne Bitte.

Weitaus am bekanntesten unter seinen vielen Erbauungsschriften ist das bereits mehrfach erwähnte tägliche Handbuch. Schon bei Lebzeiten des Verfassers erschienen acht Ausgaben in der von ihm selbst beauftragten Buchhandlung; das Buch wurde aber auch damals schon von verschiednen Verlegern ohne Erlaubnis des Verfassers nachgedruckt. Bis jetzt sind bereits 63 Auflagen der Originalausgabe erschienen (gegenwärtig in Calw), aber daneben giebt es eine reiche Fülle andrer Ausgaben mit mancherlei Zugaben. Ueber den Wert solcher Gebetbücher hat Starck nicht allzu hoch gedacht; doch hat er ihnen einen gewissen Segen zuerkannt. In der Vorrede zur dritten Auflage (1738) gedenkt er solcher Menschen, die es für eine Schande halten, ein Gebetbuch im Hause zu haben, und sich eines solchen Zuflusses geistlicher Gedanken rühmen, daß sie damit sich völlig begnügen können:

Ich gebe dieses solchen Seelen, bemerkt er dazu, zwar in gewissen Zeiten zu, möchte sie aber wohl fragen, ob ihnen ein Seelenzustand bekannt sei, welcher die geistliche Dürre heißt, da dem betrübten Gemüte nicht ein guter Gedanke, kein Spruch oder Trost, zufließen will.

Mit Rücksicht auf solche aber, die sich mit gedruckten Gebeten begnügen lassen, schreibt er in den Lebensregeln (S. 233):

Es thun Kinder Gottes wohl, wenn sie zur Erweckung ihrer Andacht sich ein andächtig Gebetbuch bei Handen halten; sie müssen aber ihre Andacht nicht endigen, wenn das vorgeschriebne Gebet aufhört, sondern darauf muß ein jeder sein Anliegen mit seinen eignen Worten Gott vortragen lernen. Es kann kein Gebetbuch verfertiget werden, darin alles Anliegen der Gläubigen enthalten wäre; darum wenn die Andacht entzündet ist, so fahre fort und drücke deines Herzens Anliegen mit deinen eignen Worten aus, wie etwa ein Kind dem Vater sein Verlangen, ein Kranker dem Arzt seine Schmerzen und Elend kund thut; aber dazu gehört Empfindung und Uebung.

So ist sein Ergebnis: „Kinder Gottes gehen hierin, nach meiner Erfahrung, den Mittelweg."

Was dem täglichen Handbuch eine so große Wirkung verschafft hat, ist das tiefe Verständnis für die Volksseele, das sich überall kundgiebt, und die edle Einfachheit der Sprache. Fehlt es auch nicht ganz an Verstößen gegen den guten Geschmack, so sind diese doch selten im Vergleich zu der übrigen pietistischen Litteratur, die vielfach durch häßliche Sprache oder wunderliche Vergleiche abstoßend wirkt. Außer dem Handbuche und andern bereits erwähnten Gebetbüchern nennen wir u. a. hier noch die Morgen- und Abendandachten auf alle Tage im Jahre (1750), Schriftmäßige Gründe, die Freudigkeit zu sterben zu erwecken (1748 f.) und die Frankfurtischen Passionsandachten (1735). An Predigtsammlungen sind heute noch viel verbreitet die Sonn- und Festtagsandachten über die ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelien (1741), desgleichen über die Episteln (1753).

Die Schriften Starcks tragen eine „große Familienähnlichkeit" an sich, sind aber nicht gleichwertig, indem einzelne durch Weitschweifigkeit und Eintönigkeit ihren Eindruck verfehlen.

Alle seine Erbauungsbücher enthalten auch poetische Zugaben aus seiner Feder. Im ganzen sind fast tausend Gesänge von ihm, darunter viele erst nach seinem Tode durch seinen Sohn in Form einer Wochenzeitschrift veröffentlicht worden. Ihr dichterischer Wert ist gering; nur wenige seiner Lieder haben sich in den Gesangbüchern eingebürgert. Wir heben daraus hervor: Ich bin getauft, ich steh im Bunde; Spar deine Buße nicht; Ihr Waisen, weinet nicht. — Man sollte übrigens den Segen dieser Lieder, die sich vielfach unmittelbar an den Inhalt der Gebete anschließen, nicht allein nach ihrer Brauchbarkeit für den Gottesdienst der Gemeinde bemessen, sondern sich vergegenwärtigen, daß diese Weisen bei aller Nüchternheit „in eindringlichem Volkston gehalten" (Koch) für das deutsche evangelische Volk gewiß noch immer genießbarer waren als die schwülstigen Reimereien der gleichzeitigen zweiten schlesischen Dichterschule oder die überschwänglichen Lieder der Brüdergemeinde in ihrer Anfangszeit.

Wie man aber auch über den bleibenden Wert von Starcks Erbauungsschriften und Liedern urteilen mag, was im Laufe der Zeit daran veralten und verklingen wird — der Ruhm wird ihm stets unbestritten bleiben, daß er ein lebendiger Christ,

ein glaubensstarker Beter und ein treuer Seelenhirt gewesen ist. Nicht die Frankfurter Lutherische Gemeinde allein, der er über vierzig Jahre mit Hingebung gedient hat, sondern auch die ganze evangelische Christenheit hat Ursache, im Hinblick auf ihn sich an das Wort der Schrift zu erinnern: Gedenket eurer Lehrer, welche euch das Wort gesagt haben (Hebr. 13, 7).

Dechent

Drei Jahre im Evangelischen Diakonieverein

2. Organisation der Krankenpflege

Was wird aus den Schülerinnen, die in den Diakonieseminaren ihre Ausbildung in der Pflegediakonie erhalten haben? Ein Teil tritt ins Privatleben zurück, nicht wenige verheiraten sich, und auch für die Ehe ist ihnen dies Lernjahr in der Krankenpflege nur förderlich. Nicht wenige waren auch schon Bräute, als sie ins Seminar eintraten, und machen den Krankenpflegekursus zur Vorbereitung für ihre Stellung als Gattinnen von Pastoren und Aerzten durch. Aber ein nicht geringer Teil der von uns ausgebildeten Schülerinnen findet auch solche Freude an dem Beruf der Krankenpflege, daß er ihn nicht wieder aufgeben möchte, sondern ihm sein Leben widmen will. Dadurch tritt für den Verein neben seine ursprüngliche Aufgabe der Erziehung die Notwendigkeit der Mitarbeit an der Organisation der Krankenpflege, und dies giebt nun wirklich Grund, den Evangelischen Diakonieverein in Parallele zu setzen zu den Diakonissenhäusern und Roten Kreuzvereinen.

Diakonissenhaus und Diakonieverein

Unser Verein hat von vornherein die Freiheit seiner Schwestern betont, sich, nachdem sie im Diakonieseminar ausgebildet sind, ganz nach Neigung einem dieser Mutterhäuser anzuschließen, ja er hat in einzelnen Fällen dazu direkt die Hand zu bieten gesucht. Aber im ganzen hat dieses Bestreben keinen Erfolg gehabt. Wenn ich anfänglich wiederholt die Erwartung ausgesprochen habe, der Evangelische Diakonieverein möchte vielen jungen Mädchen die Brücke zum Diakonissenhaus sein, so hat sich das höchstens insofern erfüllt, als manche Jungfrau nach Vergleichung der beiderseitigen Organisationen das Mutterhaus als die ihr persönlich entsprechendere Form von vornherein vorgezogen hat und darum lieber in ein Mutterhaus eingetreten ist. Ich kann es statistisch nicht nachweisen, weiß nur, daß den Diakonissenhäusern durch die Thätigkeit des Diakonievereins keinerlei Abbruch geschehen ist; sie nehmen zu wie vorher auch. Aber daß von uns ausgebildete Schwestern in ein Mutterhaus eintreten, ist fast niemals vorgekommen. Da nun aber die Stellung als freie oder sogenannte wilde Pflegerin eine durchaus unzweckmäßige ist, so hat der Verein seinem Schwesternverband eine Organisation geschaffen, die die Selbständigkeit der freien Pflegerinnen mit dem ideellen und materiellen Halt des Mutterhauses zu verbinden sucht. Dieser Verband war von Anfang an ins Auge gefaßt, und so erklärt es sich wohl, daß sofort das Verhältnis von Diakonieverein und Diakonissenhaus in den Vordergrund trat.

Zwar kann sich der Evangelische Diakonieverein keinen Vorwurf machen, daß er den Interessen der Diakonissenhäuser mit Bewußtsein und Absicht irgendwie entgegengetreten wäre: er hat kein Haus übernommen, ohne ausdrückliche Einwilligung des Mutterhauses, das es aufgab; er hat auch keine Schwester, die einmal einem Mutterhause angehört hat, ohne Zustimmung des frühern Mutterhauses aufgenommen. Aber trotzdem war die von den Diakonissenhäusern beobachtete Zurückhaltung nur natürlich. Man wußte nicht, wie sich der neue Verein entwickeln werde, und man hat zum Teil schon in seiner bloßen Existenz eine Gefahr für die Diakonissenhäuser gesehen, weil er mit seiner freieren Organisation ähnliche Ziele erstrebte und Aehnliches erreichen wollte wie die Mutterhäuser mit ihrer streng geschlossenen Verfassung. Diese Zurückhaltung des Urteils und der Sympathiebezeugung ist durchaus berechtigt und verständlich. Weniger klar ist mir, warum der Evangelische Oberkirchenrat,

zwar unter Ablehnung der Angabe von Gründen, nicht ewilligt hat, den Pastor Wittenberg, der als Vereinsgeist= r gewählt worden war, dem landeskirchlichen Pensionsfonds der Witwenkasse anzuschließen, während nahezu alle Diakonissen= er diesen Vorzug genießen.

Inzwischen hat sich das Zusammenarbeiten beider Organi= nen ganz erfreulich gestaltet. Man erkennt, daß der Diakonie= in im ganzen Bedürfnisse befriedigt, die die Diakonissen= ser nicht befriedigen konnten, und sieht, daß man sehr wohl d in Hand miteinander gehen kann. So haben die Häuser Kaiserswerth, Bielefeld, Berlin (Paul Gerhardtstift) und ttin den Diakonieverein da vorgeschlagen, wo sie selbst eine tion nicht mehr halten oder eine solche nicht übernehmen nten. Besonders charakteristisch aber ist es, daß die Schwester jetzigen Leiters eines Diakonissenhauses im Einverständnis ihrem Bruder ihre Ausbildung und Anstellung im Evan= ischen Diakonieverein erhalten hat und auch bisher in ihm blieben ist.

Anscheinend ist die Arbeit des Diakonievereins für die Diako= senhäuser ein Experiment, dessen Gelingen oder Mißlingen sie mit haftem Interesse verfolgen. Möglich, daß sie aus ihr auch für e Organisation etwas entnehmen, wie denn der Diakonie= ein selbstverständlich von ihnen vieles gelernt hat. Nament= ist es wichtig für sie, daß sie jetzt gegenüber den Strö= ngen, die besonders vor vier Jahren lebendig waren, jeden rsuch, ihre bewährte Mutterhausorganisation aufzugeben, ab= nen können unter Hinweis darauf, daß, wer an dieser Ver= sung etwas auszusetzen hat, sich an den Diakonieverein wenden m. Umgekehrt haben wir es immer vermieden, an den Ver= staltungen der Diakonissenhäuser auch nur die geringste Kritik üben. Nur die eine Forderung habe ich wiederholt erhoben er, richtiger gesagt, den einen Wunsch habe ich ausgesprochen, möchte den Mutterhäusern gelingen, das Prinzip der Frei= lligkeit, auf dem ihre Verfassung aufgebaut ist, zur vollen urchführung zu bringen und eine Form zu finden, in der aus= heidende Schwestern das, was durch ihre Arbeit erworben ist, im Ausscheiden ausbezahlt erhalten können.

Die Ausbildung für die Diakonie

Was die Ausbildung betrifft, die die Mitglieder des iakonievereins in den Diakonieseminaren erhalten, so läßt sich ohl sagen, daß sie technisch auf der Höhe steht, und daß hwerlich irgendwo anders eine bessere Ausbildung in der rankenpflege gegeben werden kann. Auch die Erziehung darf ne gute genannt werden. Allerdings fehlt eine so eingehende eligiöse Unterweisung, wie sie in den Diakonissenhäusern üblich nd möglich ist. An den Seminaren unterrichten zwar Geist= che, und ihr Unterricht, der dem Bildungsstande unsrer Schülerinnen angepaßt ist, findet durchgängig ein sehr lebhaftes Interesse. Aber natürlich muß dieser Unterricht bei nur ein= jähriger Seminarzeit zurücktreten, und vom Elternhause her wird icht immer das Maß an religiösem Interesse und kirchlichem Wissen mitgebracht, das bei nur einer oder zwei wöchentlichen Religionsstunden erforderlich ist.

Die Ausübung des Berufes durch die bereits ausge= bildeten Schwestern beurteilen die Anhänger der Frauenbe= wegung besonders von der Erwerbsseite aus. So ist mehrfach unter besondrer Bezugnahme auf den Evangelischen Diakonie= verein über die „Diakonie als Versorgung" geschrieben worden. Gewiß ist das nicht der Gesichtspunkt, unter dem die Diakonie angesehen werden darf, so wenig es für den Pfarrerstand eine Ehre sein würde, wenn der geistliche Beruf als Versorgung betrachtet werden sollte. Aber andrerseits muß freilich jeder Beruf die materielle Sicherstellung in sich schließen. In diesem Punkt sieht der Diakonieverein ebenso wie die Roten=Kreuz= vereine seine Aufgabe darin, das Honorar für Krankenpflege zu steigern gegenüber den Ansprüchen der Diakonissenhäuser, die an die Schwestern nur ein verhältnismäßig kleines Taschengeld zahlen und die notwendigen Mittel durch Kollekten decken. Bisher hat dieses unser Streben keine Schwierigkeiten gemacht. Es ist gelungen, die Lehrschwestern in den Seminaren überall mit 400 Mk., jährlich um 25 Mk. bis zu 600 Mk. steigend, bei freier Station anzustellen, und auch in der Gemeindepflege ist meistens mehr als 300 Mk. bei freier Station gewährt worden. Gegenüber den geringeren Sätzen der Diakonissenhäuser wird von den Anstellenden die Gewißheit, daß ihnen die Schwestern nicht wider ihren Willen entzogen werden können, auch materiell gern höher gewertet.

Haben wir also nach dieser Richtung hin zur Sicherstellung der Schwestern etwas beitragen können, so hat sich der Versuch, fremden Schwestern, die nach Anschluß verlangten, Unterkommen und Arbeit zu gewähren, nur teilweise bewährt. Viel mehr als die Diakonissenhäuser wird auch der Evangelische Diakonieverein ihnen nicht leisten können.

Pfarrersbräute sind gern aufgenommen worden, soweit sie sich gemeldet haben, doch ist ihre Zahl im Verhältnis klein ge= blieben. Wenn doch die Bräute von Kandidaten und Pfarrern wüßten, was sie durch eine solche Ausbildung in der Kranken= pflege ihrem Gatten in seiner Berufsarbeit für eine außer= ordentliche Hilfe werden könnten! Selbstverständlich kann die Pfarrfrau nicht Gemeindediakonissin sein, denn sie ist Hausfrau und Mutter; aber in kleinen Gemeinden, in denen eine Diako= nissin anzustellen unmöglich ist, ist es schon ein großer Gewinn, wenn eine gebildete Persönlichkeit in Krankheitsfällen die zur Pflege zunächst heranzuziehenden Angehörigen entsprechend an= leiten und überwachen kann. Die Mutterhäuser können that= sächlich nicht Bräute in größerer Anzahl aufnehmen und aus= bilden, namentlich können sie es nicht unentgeltlich thun. Darum ist dies vor andern ein Dienst, den der Diakonieverein den evangelischen Gemeinden thun kann und zu thun bereit ist.

Weniger kann er zur Zeit noch thun für die Ausbildung kirchlicher Gemeindepflegerinnen. Die Diakonieseminare geben mit einer zwar völlig ausreichenden technischen Ausbildung doch nur eine allgemeine religiöse Anregung; die Erziehung zu kirchlichem Dienst, kirchlicher Berufsthätigkeit können sie nicht geben. Wir sind darüber völlig klar, wenn wir auch eine Anzahl von Gemeindepflegerinnen angestellt haben, mit denen man durchaus zufrieden ist. Wir haben schon vor dreiviertel Jahren durch Anstellung eines Vereinsgeistlichen und Einrich= tung einer besondern Ausbildungsstätte für Gemeindediakonie diesem Mangel abzuhelfen gesucht, aber leider ist uns diese Ab= sicht durchzuführen durch die Entscheidung des Oberkirchenrates bisher unmöglich gemacht worden. Hier also müssen wir auf die Zukunft vertrösten.

Dagegen haben sowohl die Krankenhauspflege wie die Hauskrankenpflege durch den Verein einen erfreulichen Zu= wachs erhalten. Die Krankenhäuser, in denen Schwestern des Vereins arbeiten, sind durchgängig mit deren Leistungen und Haltung recht zufrieden, und für die Hauskrankenpflege, die so= genannte Hauspflege, in der es bisher immer so sehr an Schwestern fehlte, werden nach und nach immer mehr Schwestern zur Verfügung stehen, die diesen Dienst nicht zum Zweck des Erwerbes, sondern im Sinne der Diakonie treiben.

Noch eine neue Einrichtung ist seit einem Vierteljahr begonnen, deren Gelingen von großer Bedeutung werden kann, nämlich die Heranziehung von Mädchen einfachen Standes, ihre Ausbildung unter der Leitung von Schwestern unsers Vereins und ihre Eingliederung in unsre Organisation. Hierdurch bietet sich den Landgemeinden, die eine eigentliche Gemeinde= diakonissin nicht anstellen können, die Möglichkeit, eine eigne Pflegekraft in ihr Dorf zu bekommen. Junge Mädchen von siebzehn bis fünfundzwanzig Jahren mit Elementarschulbildung werden vom Verein in allen Zweigen der Diakonie ausgebildet, und zwar in sechsjähriger Lehrzeit. Sie bekommen dabei ein Gehalt von 150 bis 200 Mk., außerdem, wenn sie nach drei= jähriger Lernzeit ausscheiden, 100 Mk., und wenn sie die vollen sechs Jahre geblieben sind, 300 Mk. Prämie. Den Bewährten unter ihnen soll eine womöglich unentgeltliche, jedenfalls aber erleichterte Ausbildung zur Hebamme zu teil werden. Ein solches Mädchen, das sechs Jahre im Dienst des Vereins gearbeitet hat, kehrt mit einer Ersparnis von vielleicht 800 Mk. und mit der Ausbildung in allen Zweigen der Krankenpflege und zugleich in der Geburtshilfe nach Hause zurück. Viele von

ihnen werden heiraten, Andre werden sich als Pflegerinnen und Hebammen auch in kleinern Orten halten können. Welcher Gewinn fürs platte Land! Aber vorläufig kann noch nicht gesagt werden, ob der Versuch gelingt; jedoch sind die Erfahrungen bis jetzt erfreulich. Zunächst ist eine solche Pflegerinnenschule für Mädchen mit Elementarschulbildung (im Unterschied von denen im Diakonieseminar, die höhere Töchterschulbildung oder eine entsprechende Allgemeinbildung besitzen) im evangelischen Krankenhause zu Waldbröl im Juni dieses Jahres begründet; die Ausbildung beginnt mit der Pflege Schwachsinniger.

Die Spitze der Vereinsorganisation ist der Schwesternverband des Evangelischen Diakonievereins, das Ziel aller der Vereinsmitglieder, die die Krankenpflege zu ihrem Berufe machen und sie als Glieder einer Genossenschaft außerhalb eines Mutterhauses ausüben wollen. Dieser Verband soll seine Mitglieder materiell und ideell sicher stellen. Mit seinen Erfolgen darf man wohl zufrieden sein. Durch eine hochherzige Schenkung ist es möglich geworden, die Hilfskasse des Vereins, durch die die Schwestern sicher gestellt werden, selbständig zu machen, sodaß irgend welcher Verlust der für die Schwestern bestimmten Gelder ausgeschlossen erscheint. Die Hilfskasse besteht aus einem Pensionsfonds, in den die Schwestern jährlich ein Drittel ihres Baargehaltes, mindestens aber 90 Mk. einzahlen. Diese Summe ist so berechnet, daß sie im ungünstigsten Falle, das heißt, wenn die Schwestern verhältnismäßig alt sind und seitens des Vereins zu den Einzahlungen der Schwestern keine Zuschüsse gewährt werden können, vom sechzigsten Jahre ab eine Rente von 400 Mk. ergeben. Voraussichtlich aber wird sich diese Rente erheblich erhöhen. Tritt eine Schwester aus dem Verband aus, so erhält sie die ganze eingezahlte Summe samt Sparkassenzinsen zurück. Ein zweiter Bestandteil der Hilfskasse ist der Unterstützungsfonds. In diesen zahlt jede Schwester $3\frac{1}{3}$ Prozent ihres Baargehalts, mindestens aber 10 Mk. jährlich, die bei ihrem Ausscheiden dem Verein verbleiben. Aus diesem Fonds werden im Bedürfnisfalle an die in Not befindlichen Schwestern Unterstützungen gezahlt, die jedoch für die Schwestern nicht Almosen sein sollen, sondern ein Recht, das sie beanspruchen können. Aus seinen Ueberschüssen hat der Verein bisher zu den Einlagen der Schwestern in den Pensionsfonds 500 Prozent beitragen können.

Diese Sicherstellung ist nur die materielle Grundlage für das viel wichtigere ideelle Band, das die Gemeinschaft umschließt. In den Verband werden die Schwestern nur aufgenommen nach Rückfrage bei allen zum Verband bereits gehörigen Schwestern, wodurch die Aufnahme sehr erschwert wird. So besteht der Verband jetzt aus erst 21 Mitgliedern, während die Zahl derjenigen Mitglieder, die der Verein der Krankenpflege zugeführt hat, bereits über 400 beträgt. Der Verband verpflichtet die Schwestern, die durch Einsegnung in ihn aufgenommen werden, zu treuer, schwesterlicher, gegenseitiger Seelsorge. So ist er ein Erziehungsmittel nicht bloß für die, die ihm angehören, sondern auch für die, die die Zugehörigkeit erstreben. Austritt ist jederzeit ohne weiteres gestattet. —

Drei Jahre ernster Arbeit liegen nun hinter uns. Nicht alles ist gelungen, was versucht worden ist; auch an Kinderkrankheiten hat es diesen Kinderjahren nicht gefehlt. Im ganzen aber hat die Grundlage sich bewährt. Als vor nun bald vier Jahren das Werk unternommen wurde, geschah es in Gottes Namen im Bewußtsein der Notwendigkeit der Sache; aber wahrscheinlicher war es doch, daß dieser erste Versuch nicht gelingen werde. Nun er im ganzen doch in recht erfreulicher Weise gelungen und nicht mehr bloß Versuch geblieben ist, darf man sich wohl um so mehr freuen. Ihm, der Wollen, Thun und Gedeihen giebt, sei das Werk weiterhin anheim gestellt, und Ihm allein die Ehre!

Zimmer

Trilby und Jean Mornas

Eine hypnotische Studie

1

Die heutige Zeit steht unter dem Zeichen des Hypnotismus. In kleinen Gesellschaftszirkeln werden nicht selten, um das allgemeine Erstaunen der Anwesenden hervorzurufen, von angebli mit dem magnetischen Fluidum ausgerüsteten Meistern, um mi des aus der Zeit des Mesmerismus herrührenden Ausdruc zu bedienen, hypnotische Experimente angestellt; hie und findet man „hypnotische Soireen“ veranstaltet, wo der E perimentator aus der Zahl der Zuschauer sich seine „Medien heraussucht, um ebenfalls interessante Vorführungen, für d angeblich jede Erklärung fehlt, darzubieten; in Nervenklinik und von Privatärzten wird die „Psychotherapie“ neuerdin eifrig betrieben, in diesem Falle allerdings unter unglei größerm Ernste und mit ungleich größerm praktischen Wer wie bei den andern genannten Gelegenheiten; und zuletzt g hat sich die Bühne und die Romanlitteratur mit mehr od weniger Geschick die Erscheinungen des Hypnotismus zu nu gemacht, um durch Schilderung sensationeller Situationen d Interesse des großen Publikums zu fesseln.

Es ist keine Frage, die Erscheinungen des Hypnotism beanspruchen das volle Interesse des Publikums mit Rech Aber auch hier ist wie bei allen populär werdenden En deckungen die größte Vorsicht geboten, einmal um nicht da Publikum mit überschwänglichen Hoffnungen auf die Nu anwendung des Hypnotismus zu erfüllen, dann aber um nic eine unbegründete Furcht vor der Macht des Hypnotismus z erregen, die leicht der Wirkung des Hypnotismus in therape tischer Hinsicht Abbruch thun kann. In Bezug auf den letzte Punkt glaube ich in Kürze darauf hinweisen zu dürfen, da die psychotherapeutische Behandlungsweise, wie sie jetzt vo einer Reihe von Aerzten*) ausgeübt wird, schon sehr hübsc Erfolge aufzuweisen hat, über deren nähere Statistik dem Arz bereits eine ansehnliche Litteratur zur Verfügung steht. I Hinblick darauf gerade ist es meines Erachtens von große Bedeutung, daß das Publikum den Hypnotismus nicht wie ei Schreckgespenst ansehe, dem man nicht zu nahe treten dürf Andrerseits aber ist auch vor dem Fehler zu warnen, vo Hypnotismus die Erlösung von allen körperlichen Uebeln z erwarten, eine Meinung, die man oft bei Laien findet, di einmal etwas von der Heilkraft des Hypnotismus gehört haben Die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte. Ich führe zu Schlusse noch Forels Worte an, die Stadelmann seinem rec interessanten, für Aerzte geschriebnen Werke „Der Psychotherapeut“ voransetzt:

> Die suggestive Therapie wirft auf die ganze interne Therapie ei ungeahntes Licht und öffnet dem Arzt die Augen in eine Anzah Dinge, in denen er bis jetzt wie ein Blinder umhertappte, ohne zu wissen was er that.

Diese Worte des großen Züricher Psychiaters stellen aller dings der psychotherapeutischen Behandlungsweise ein Progno stikon der günstigsten Art; aber ich betone nochmals, da Publikum hüte sich vor überschwänglichen Hoffnungen!

Um nun wiederum auf den ersten Punkt zu kommen, de Hypnotismus als ein Schreckgespenst zu betrachten, dem man unte Umständen anheimfallen könne, ohne daß man wisse, daß e sich um Hypnotismus handle, halte ich für eine unbegründet Furcht.**) Eine derartige Furcht vor dem Hypnotismus zu ver breiten sind aber vor allen Dingen die sich mit Hypnotismus be schäftigenden, neuerdings erschienenen Werke geeignet, ich mein Du Mauriers „Trilby“ und Clareties „Jean Mornas.“ Ueber die Romane „Alphonsine“ und „Unter fremdem Willen,“ die ähnliche Fragen behandeln, möchte ich hier nicht weite sprechen. Krafft-Ebing bezeichnet alle diese Werke als „Schauer romane,“ die glücklicherweise im Leben nicht vorkämen. Ic

---

*) Ich nenne an erster Stelle Wetterstrand (Stockholm), Bernhei (Nancy), dann v. Schrenck-Notzing (München), Max Hirsch (Berlin) Moll, Stadelmann, Tatzel, Ringier.

**) Eine bis ins einzelne gehende Begründung dieser meiner Be hauptung muß ich mir allerdings versagen, da es mich in die ganz Theorie des Hypnotismus, wie sie von Liébault und Bernheim, den Begrün dern der sogenannten „Nancyer Schule,“ gegeben wird, führen würde Eine genaue Erklärung der hypnotischen Erscheinungen findet man i geistvollster Weise in Bernheims „Suggestion,“ übersetzt von Dr. S Freud (Wien), auch giebt Löwenfeld (München) in seinem „Lehrbuc der gesamten Psychotherapie“ eine höchst interessante psychologische Ein leitung, welche in die im Anschluß daran näher analysirten hypnotische Experimente und Heilerfolge einführt.

mi te den Begriff des Schauerromans auf „Trilby“ und „ in Mornas“ nicht ohne weiteres anwenden. Beide Romane e alten neben Schlacken doch unbestreitbar einen guten Kern.

Die Frage, ob derartige Probleme, wie der Hypnotismus bietet, im Romane oder sogar auf der Bühne dem Publikum eführt werden dürfen, darüber das entscheidende Wort zu n, überlasse ich denen, die sich mit der Frage nach der ässigkeit von interessanten Vorgängen zur dramatischen Be- blung oder zur Bearbeitung im Romane beschäftigen. In modernen Schriftstellerei ist es gang und gäbe geworden, auf den innern Kampf des Helden mit widerstrebenden nenten den Hauptnachdruck zu legen, sondern sich oft auf e psychologische Schilderungen zu beschränken, Leben und ken zu zeigen, um das Handeln des Menschen rein psycho- ich zu erklären und zu verstehen. Von hier aus ist es t begreiflich, daß ein dramatisches Werk wie Du Mauriers ilby, von Potter bearbeitet, dem Publikum eine Gestalt führt, die mit den Erscheinungen des Hypnotismus in Ver- bung gesetzt wird, und die durch Hypnotismus schließlich t. Eine Figur wie Trilby muß etwas ungemein Packen- an sich haben, wenn man sieht, wie unsre großen hnen, Berlin voran, „Trilby“ über sechzig, ja achtzig hinter einander aufführen können, oder wie der nan „Trilby“ einen fast unbeschreiblichen Absatz findet. muß doch etwas an der Sache sein, was an das Interesse Publikums mit Erfolg appellirt.

2

Worin liegt nun das Anziehende in „Trilby“? Die ntliche Handlung erlaube ich mir nur kurz zu skizziren, da mich mehr bei ihrer Interpretation in wissenschaftlicher Be- ung aufhalten möchte. Wer sich für „Trilby“ interessirt, dem es nicht verwehrt, den Roman, der sich unzweifelhaft durch e leichte, angenehm wirkende Stilführung auszeichnet, zu n oder sich das Schauspiel auf der Bühne anzusehen — legenheit dazu wird genug geboten. Doch möge man das rgebotne nicht kritiklos aufnehmen, auch nicht erklären, die ze Handlung sei Unsinn, und ebenso wenig möge man sich Schrecken einjagen lassen, nun beherrsche der Hypnotismus Welt, und die Behexung feiere neue Triumphe, wie sie solche früherer Zeit leider erlebt hat! „Unbegrenzter Zweifel ist nso das Kind der Geistesschwäche wie unbedingte Leicht- ubigkeit,“ sagt Braid.

Trilby, ein leichtsinnig angelegtes junges Mädchen, jedoch ht aller edeln Regungen baar, ist ein die jungen Maler Paris anziehendes Modell. Zu ihr hat ein junger Engländer, n Beruf Maler, ausgestattet mit gutem Talent, eine tiefe igung gefaßt, und der Entschluß steht bei ihm fest, trotz des erlichen Einspruchs Trilby zu ehelichen. Da tritt zwischen Liebenden ein unheimlicher Geselle, Svengali, ein Zigeuner, bei Gelegenheit einer leichten Migräne seine hypnotische Ge- lt über die junge Trilby erkannt hat. Svengali bemächtigt kraft seines Einflusses des jungen Mädchens, und sie folgt ihm llenlos. Von Natur aus ist Trilby völlig unmusikalisch, da- gen ist ihre Stimme von bezauberndem Klange und ein- meichelndem Wohllaut. Diese Eigenschaft weiß der Zigeuner benutzen: er lehrt die junge Trilby während seinen hypno- chen Beeinflussungen einige Lieder, und nachdem diese ge- ssermaßen in dem Gehirn des Mädchens festsitzen, zieht er it der stimmbegabten Künstlerin auf Kunstreisen, um durch die nzig dastehende Sangeskünstlerin die Welt in Staunen zu zen und selbst — Geld zu verdienen. Zu dem jedesmaligen uftreten Trilbys ist selbstverständlich stets eine Hypnotisirung rch Svengali notwendig, um den Defekt des musikalischen innes zu verbergen. Ohne Hypnose ist Trilby nicht imstande singen, was Svengali sie gelehrt hat.

Bei einem künstlerischen Auftreten in Paris kommt es zu nem Renkontre zwischen dem jungen englischen Maler und vengali. Der junge Engländer sieht in Svengali den Ent- hrer seiner Braut, schlägt ihn nieder und befreit so die nicht pnotisirte Trilby. Diese hatte während der Begegnung Sven- alis mit dem Engländer den Konzertsaal betreten, stand auf

der Bühne aber ganz ratlos und vollständig verständnislos für die Situation da, die sie in hypnotischer Beeinflussung ja allerdings oft genug erlebt, in Wirklichkeit aber nie begriffen hat. Das Publikum pfeift, Trilby verläßt, angeblich plötzlich erkrankt, den Konzertsaal und findet sich schließlich, ganz ermattet, in den Armen des jungen Engländers im Vorsaal wieder. Aber noch ist Svengalis Macht nicht zu Ende. Er hat ihr sein Bildnis, in Oel gemalt, als letztes Geschenk zurückgelassen. Das Bild wird der kranken Trilby gebracht, sie erschaut das funkelnde Auge ihres Gebieters — und fällt von einem Schlage gerührt tot zu Boden.

Soweit die Handlung, die natürlich durch kurze Episoden und ausschmückendes Beiwerk noch erweitert ist. Es ist keine Frage, daß es sich um ein geistvoll ausgedachtes Machwerk handelt. Es kommt hinzu, wie schon oben erwähnt, daß die Stilführung leicht ist, daß ferner das Milieu der handelnden Personen eines gewissen Reizes nicht entbehrt, sodaß der Erfolg der „Trilby“ wohl verständlich ist.

3

Wie ganz anders aber, wenn man über die berichteten Thatsachen selber sprechen hört! Maßgebend ist zur Beurteilung der „Trilby“ meines Erachtens das Urteil, das vor dem wissen- schaftlichen Forum gesprochen wird, das Urteil auf Grund der wissenschaftlich festgestellten möglichen Erscheinungen des Hypnotismus. Die Geschichte der Trilby erinnert mich lebhaft an die Thatsachen aus dem Protokoll eines französischen Ge- schwornengerichts, das Professor Bernheim in seinem meister- haft geschriebnen Buche „Suggestion“ genauer anführt. Es handelt sich hier ebenfalls um ein Mädchen, das durch den Blick eines plötzlich auftauchenden Gauners gefesselt, zu unsittlichen Handlungen gebracht und vollständig der Macht der Eltern entführt wird.

Ich bin überzeugt, daß in Wirklichkeit sich die Sache so zugetragen hat, wie sie eben Bernheim erzählt. In „Trilby“ aber liegen die Verhältnisse durchaus anders. Daß ein etwas schwärmerisch angelegtes Mädchen von einem Hypnotiseur durch einen Blick hypnotisirt werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Ich habe selbst unter den zahlreichen hypnotischen Experimenten, die ich in letzter Zeit anzustellen Gelegenheit hatte, mehrere Fälle zu verzeichnen, wo mir nach drei bis fünf Sekunden eine vollständige Hypnose mit tiefem Somnambulismus gelang. In einem Falle erzielte ich sogar das auffallende Resultat, daß ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, dem ich gesagt hatte, ich würde ihn von hinten innerhalb einer Minute in hypno- tischen Schlaf versenken, daß dieser junge Mann, nachdem ich hinter ihn getreten war und meine Blicke unbekümmert aus dem Fenster schweifen ließ, thatsächlich nach einer Minute tief somnambul wurde.

Die Möglichkeit der Hypnotisirung und die daraus fol- gende Beherrschung des Mediums ist also heute nicht mehr be- streitbar; darauf kommt es vielmehr an, wieweit die Be- herrschung des fremden Willens geht. Man kann nicht sagen, auch der Hypnotisirte behält seinen freien Willen in allen Sachen, die seinem Charakter zuwiderlaufen. Diese Ansicht ist wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Ich sah, wie ein junger, von mir hypnotisirter Mann von ganz friedfertigem, ruhigem Wesen, dem ich eine aufgerollte Papierstange in die Hand gab unter der Suggestion, es sei ein Dolch, mit dem er die vor ihm stehende Person ermorden solle, wie dieser junge Mann auf Befehl wütend auf die bezeichnete Person losstürzte und mit Energie zustach. Ich füge hinzu, daß zur Beschwichtigung seiner Bedenken, die er mir unter den Worten äußerte: „Aber das darf ich doch nicht!“ mein bloßes Wort genügte: „Ich will es aber so!“

So halte ich die willenlose Hingebung Trilbys an Svengali für wissenschaftlich durchaus haltbar. Dagegen kommt das Un- wissenschaftliche in unsern Roman hinein mit der Hervorzaube- rung des musikalischen Sinnes. Nach der modernen Anschauung von der Lokalisation der geistigen Fähigkeiten hat auch der musi- kalische Sinn, insbesondre das Gedächtnis für Melodien, seinen bestimmten Sitz in den Gehirnwindungen, wenngleich wir heut-

zutage noch nicht so bestimmt sagen können wo, wie wir es von dem Sitze des Sprachsinnes sagen können. In „Trilby" aber weiß Svengali durch seine Hypnosen ein musikalisches Gedächtnis bei Trilby hervorzuzaubern, sodaß das völlig unmusikalische Mädchen auf Kommando im hypnotischen Zustande bestimmte Lieder singt. Würde es sich umgekehrt verhalten, ich meine, hätte Trilby von Natur musikalischen Sinn, dagegen mangelhafte Stimmbandelastizität, oder litte sie, wie die Fälle häufig vorkommen, an hysterischer Sprachlosigkeit oder dergleichen, so würde sich die Wissenschaft viel reservirter verhalten müssen. Die Experimente in dieser Richtung sind oft genug von positivem Erfolge begleitet gewesen. Das von dem Romanschriftsteller dagegen gebotne Experiment hält vor der wissenschaftlichen Kritik nicht Stand.

Und nun noch ein Wort zu Trilbys Ende. Daß Photographien oder Gemälde hypnotisiren können, ist von Professor Forel in Zürich bewiesen. Forel gab einer jungen Dame seine Photographie mit der Weisung, sobald sie diese ansehe, werde sie in hypnotischen Schlaf verfallen: das Experiment ist gelungen, wie Forel selbst angiebt. Daß aber ein „Nervenschlag" das Leben der gequälten Trilby endet, dürfte ein rein dramatischer Effekt sein. Wissenschaftlich ist Hypnotisirung ohne alles Bedenken, so lange sie von sachkundiger Hand geschieht, darüber sind jetzt die Stimmen einig. Dahin gehört natürlich nicht die Frage, ob ein Selbstmord einem Individuum anzusuggeriren sei.

F K

Verschiedenes

(Zur Verständigung in den gegenwärtigen Glaubenskämpfen) hat Wilhelm Wintzer einen hervorragenden Beitrag geliefert in seiner Schrift: „Christlicher Glaube und Gewissen im Widerspruch." (Berlin, Haak, 1896. 79 S. 1,50 Mk.) Für eine neue Auflage, die wir bald erhoffen, möchten wir nur wünschen, daß der zuweilen etwas breite und umständliche Satzbau vereinfacht würde. Sonst aber ist die Schrift geradezu ein Muster einer zur Klärung verwirrter Verhältnisse und zur Milderung erbitterter Gegensätze geschriebnen Arbeit. Nicht als ob die Gegensätze vertuscht oder vermischt würden, im Gegenteil: mit voller Klarheit und Ruhe werden sie theoretisch und praktisch bis in ihre Wurzeln zurückverfolgt und bloßgelegt, und der Verfasser selbst vertritt mit Entschiedenheit einen festen, selbständigen Standpunkt. Aber die Art, wie er entwickelt, untersucht, urteilt und zum Urteilen anleitet, offenbart durchweg dankenswerte Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe: sie ist umsichtig, praktisch, gründlich weitherzig und doch zugleich bestimmt und folgerichtig. Im ersten Teile werden die schwierigen Probleme, die in der Gegenwart dem innern Leben der Kirche, der evangelischen Frömmigkeit und Wahrheit gestellt sind, im Zusammenhang dargelegt; der zweite Teil bietet dann den Weg zur Lösung. Absichtlich geben wir hier keine Skizze des Gedankenganges — man möge die Schrift selbst lesen; aber sie will mit Nachdenken und Sammlung gelesen sein. Jedem ernsthaft suchenden und in die Tiefe eindringenden Leser wird sie dann mindestens reiche Anregung bringen, vielleicht aber weit mehr, mögen auch immerhin noch manche einzelne Fragen übrig bleiben. Als charakteristische Probe seien hier nur folgende Sätze wiedergegeben: „Man hat sich in Kirche und Theologie klar zu werden, daß alles darauf ankommt, gerade dem tiefsten, echtesten und vollsten christlichen Glauben zum Ausdruck zu verhelfen, und darum jede auch von der kirchlichen unabhängige Form, aus der wirkliche lebendige Frömmigkeit sich an das Gewissen richtet, zu Worte kommen zu lassen. Um aber hiervon den richtigen Eindruck empfangen zu können, bedarf es einer innerlichen Zurichtung, die vor allem all jene hitzige Streitsucht aus dem Charakter hinausfegt, die, durch Identifizirung von Ausdruck und Glauben erzeugt, jeden in Verachtung christlicher Liebe als Feind zu behandeln sich berechtigt glaubt, der der eignen Form widerspricht. Man besinne sich, daß in Glaubenssachen noch weniger als irgendwo ein Aburteilen aus der Ferne ohne ein vorheriges und nicht von Anfang an in feindseliger Stimmung erfolgtes Studium des Gegners sittlich ist." (S. 74) Bornemann

(Gedanken über die Gesundheitspflege des Geistes) von Dr. Wegner, Kreisphysikus. Lissa i. P., Friedrich Ebbeckes Verlag, 1897. 60 S. 1 Mk.

Es ist erfreulich, daß ein „Arzt für geistige Heilbehandlung," wie der Verfasser sich selbst nennt, Religion, Moral und Erziehung als geistige Heilmittel würdigt, „die da Selbstbeherrschung lehren und zufriednen und bescheidnen Geistes zu sein." Gegenüber den zersplitternden, aufreibenden, vielfach auf nichtige Ziele gerichteten Einflüssen des modernen Lebens und einer seiner häufigen Folgen, der Neurasthenie, dringt der Verfasser auf Konzentration des Willens in Selbstbeherrschung und auf Erfüllung des geistigen Lebens mit einem sittlichen Inhalt und mit festen guten Grundsätzen. Dabei erkennt er nur eine Sittlichkeit auf dem Grunde der Religion an. — Indem er das Wesen des menschlichen Geistes schildert, steht er auf dem Boden der gegenwärtigen Naturwissenschaft, die die geistigen Funktionen im engen Zusammenhang mit körperlichen Vorgängen vergegenwärtigt. Nur modifizirt er den Realismus der heutigen Naturwissenschaft durch Kantische Erkenntnistheorie. In

seiner Auffassung der Religion kommen manche Wunderlichkeiten
wie wenn er einer „deutsch-religiösen Gemeinde" das Wort redet
als das eine Ideal, das es noch für die Deutschen gebe, eine „natio
Religion" erklärt. „Wir brauchen, sagt er, nicht bei andern Völ
Anleihen zu machen, es liegen in den Werken unsrer großen aris
Geister so viele Funken göttlichen Geistes, so viele Offenbarungen,
man sie nur zu greifen braucht." Daneben schreibt er in jedem F
Christo doch mindestens ein Sonderstellung zu als dem „Ueberbringer
Offenbarung von der Nächstenliebe." Zugleich erklärt er: „Wie
auch immer der Inhalt einer Religion sein mag, die Hauptsache ist
bleibt für die geistige Gesundheit, daß man an diesen Inhalt bedingun
los, mit Ueberzeugung und mit ganzer Seele glaubt. Nicht bloß
Herz, sondern auch der Verstand muß von diesem Glauben erfüllt sei

O Ritsch

(Milieu) Weißt dus schon? Wir haben in unsrer Gemei
Pflegeeltern für ein Waisenkind in Armenien bekommen.

So? Hast du Kommerzienrats endlich so weit gebracht?

Nein, den obern Zehntausend gehören sie nicht an.

Wer ist es denn?

Der Buchhalter Ehrenberg und Zimmermanns, die das Gesc
unten am Markt haben; sie wollen zusammen die Pflegekosten jähr
aufbringen.

So.

Und sie baten mich so schlicht und fröhlich, die Gabe zu vermitt
Es war mir selbst eine Erbauung.

Du hast eben in der Art noch nicht viel erfahren. — —
beiden können's übrigens auch. Ehrenberg bezieht einen recht gu
Gehalt und hat nur die beiden Kinder, und Zimmermanns Geschäft
recht flott gehen.

Es überlief mich eisig. Ich konnte nicht antworten. Wir schwie
eine Weile und sprachen dann von Anderm. —

In der Nacht aber sah ich ein wundersames Bild.

Hoch ragte auf ebnem Felde ein stolzer Turm. Von winzi
Menschenkindern wimmelte es um ihn. Sie grollten dem Turm,
er so riesig war. Und sie legten Hand an, ihn niederzureißen; a
sie vermochten es nicht. Da zerstreuten sich die Menschenkinder
kamen nach kurzer Frist geschäftig zurück und häuften um ihn Erde
Erde, also daß der Turm fast von dem menschengeschaffnen Hügel erst
ward. Stolz blickten die Menschenkinder auf ihr Werk. Der Tu
aber — ich meinte die frei gebliebnen Zinnen lächeln zu sehen —
Turm blieb, was er war, ein Turm. Aber die kleinen Menschenkin
brauchten sich nicht mehr vor ihm zu beugen, und ich merkte es w
an ihrer lauten Freude, sie waren sehr mit sich zufrieden.

(Die drohende Maßregelung welfischer Pastoren) wird uns hoffe
lich noch erspart bleiben. Wenn wir für diese Männer nicht längst e
getreten sind, so lag dies nur daran, daß wir uns das zur vollständig
Beurteilung der Angelegenheit nötige Material erbeten und seit Woc
vergeblich erwartet haben, auch daran, daß des Herausgebers Fer
dazwischen kamen. Letzterer Umstand verursachte auch, daß wir
freimütigen Auftretens der Synode Gladenbach gegen den am Pfin
fest Rehböcke jagenden Regierungspräsidenten nicht alsbald in herzlic
Zustimmung gedacht haben. Das Konsistorium in Wiesbaden frei
war minder davon erfreut. Es ist erschreckend, welche Fortschritte
Verweltlichung in unsern Kirchenbehörden macht. Wenn man Alles
zählen könnte! Ein Pfarrer mußte sich neulich von einem Konsistorial
sagen lassen: „Was reden Sie immer von Ihrer Ueberzeugung?
haben einfach zu thun, was die Behörde vorschreibt. Wozu sind
denn da?" Nun doch nicht dazu, die Landeskirchen mutwillig zu ruinir
— Nach Schluß der Redaktion erhalten wir den erbetenen Aufsatz üb
die hannoversche Angelegenheit, der also in nächster Nummer erschein
wird. Zur Haltung des Wiesbadner Konsistoriums in Sachen des He
von Tepper-Laski stellt die „Zeit" neuerdings fest, daß der Beschl
gefaßt worden ist von vier Konsistorialräten, die im Hauptamt un
dem Regierungspräsidenten stehn, und einem emeritirten Pfarrer.

Aufforderung

Die verehrten Mitarbeiter unsers Blattes — oder n
sonst Neigung hat, sich der Aufgabe anzunehmen — sind
einer Konkurrenz eingeladen. Es wird gewünscht

eine Charakteristik des modernen Mensche
auslaufend in wegweisende Worte über se
Verhältnis zum Christentum und das Ve
hältnis des Christentums zu ihm.

1. Der Artikel soll den Umfang von drei bis vi
Spalten haben.

2. Die nähere Formulirung des Themas bleibt dem Ve
fasser überlassen. Doch muß der Hauptnachdruck auf der Wesen
bestimmung des „modernen Menschen" ruhen; seine Beziehung
zum Christentum sind nur am Schluß zu streifen, sodaß m
sieht, die ganze Erörterung stellt sich in den Dienst die
praktischen Frage.

3. Die Aufsätze sind bis spätestens 1. Oktober e
beten, an die Redaktion dieses Blattes. Es steht dem Ve

: frei, sich zu nennen oder seinen Namen einem mit Motto
henen Couvert anzuvertrauen.

4. Die beste unter den eingelaufnen Arbeiten — sofern
uch das Maß von vier Spalten nicht übersteigt — wird
er Christlichen Welt veröffentlicht.

5. Da zu erwarten ist, daß eine ganze Anzahl wertvolle
beitungen des Themas eingehen, und daß gerade eine
neinanderstellung dieser verschiednen Antworten auf die
llte Frage ihr besondres Interesse haben wird, sollen die
n Artikel — auch solche, die etwa den Raum von vier
lten übersteigen — mit dem ersten, in der Christlichen
t veröffentlichten, zusammen in einem „Hefte zur Christlichen
t“ vereinigt herausgegeben werden.

6. In Hinsicht der Tendenz der einzureichenden Aufsätze
 keinerlei Vorschrift gemacht.

7. Zur Beurteilung der Eingänge wird der Herausgeber
 mit zwei nicht beteiligten Freunden dieses Blattes verbinden.

8. Ein Preis wird nicht ausgesetzt, doch werden die zur
öffentlichung gelangenden Aufsätze honorirt werden.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

leich wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung

 die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach

zum 11. und 12. Oktober

Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag den 11. nachmittags 4 Uhr. Professor D. Reischle
 Halle: „Christentum und Entwicklungsgedanke.“

Dienstag den 12. vormittags 9 Uhr. Pfarrer Lic. Eck aus
mpenheim: „Die Bedeutung der Auferstehung Jesu für die
urteilung des Christentums.“

Die Verhandlungen sind vertraulich. Jeder, der in freundschaft-
her Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem
rausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Einladung geschieht
r durch diese Anzeige.

Freunde der Christlichen Welt

in Frankfurt am Main und Umgegend

ffen sich an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr
Frankfurt a. M., Rosenau, Reuterweg 8. Nächste Versammlung
ontag, den 20. September: „Die Christliche Welt und die Heiden-
ssion.“ — Die Oktoberzusammenkunft fällt wegen der Eisenacher
rsammlung aus.

Württ. Theologe

t guten Zeugnissen, 30 Jahre alt,
Jahre im Kirchendienst, sucht
derweitige Lebensstellung, wo-
glich in der Inneren Mission.
träge unter **A. B. 97** erbeten an
Expedition dieses Blattes.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 35. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Verbot der Beteiligung
 Geistlichen an Feuerbestattungen; Die Disziplinirung der Hannover-
en Pastoren; Der Konsistorialbescheid an die Dekanatssynode Gladen-
h; Ueber die Besetzung der vakanten Stelle eines Botschaftspredigers
Rom; Aus Württemberg — Evangelische im Auslande: Seemanns-
ssion in England; Eines französischen Laien Glaubensbekenntnis —
mische Kirche: Professor Schells Schrift — Mission: Die dreizehnte
neralversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-
eins; Preisausschreiben im Interesse der Mission in Indien — Ver-
schte Nachrichten

Preis der einzelnen Nummer: 20 Pfennige

Um Mitteilung von Adressen, an welche Probenummern der „Christlichen Welt“ gesandt werden können, bittet die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21.

Bereits nach fünfvierteljährigem Bestehen hat den Ruf eines **vornehmen** und **bestunterrichteten** Blattes die

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik
mit täglicher Unterhaltungsbeilage „Rundschau“.
Herausgeber: Dr. Friedrich Lange.
5 M. vierteljährlich.

Probenummern, **auf Wunsch 6 auf einander folgende Nummern,**
versendet **unentgeltlich** die Geschäftsstelle, Berlin S.W.,
Friedrichstrasse 240/241.

Verlag der H. Laupp’schen Buchhandlung
in Tübingen

Entwickelungsgang der Tonkunst

von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart
in ihren Hauptvertretern dargestellt

von

Dr. E. Kauffmann,

Professor und Universitätsmusikdirektor in Tübingen.

Kl. 8. 1884. M. 1.—.

Diese Schrift beruht auf gründlichen Studien, verzichtet aber auf gelehrten Apparat und giebt in anziehender und klarer Darstellung eine Uebersicht über die Ausbildung der Instrumental- und Vokalmusik von Haydn bis Wagner; über die Hauptvertreter der einzelnen Richtungen sind die nötigen biographischen Notizen beigegeben.

(Schwäbische Chronik 1884, 23. November.)

Man findet hier in klarer, allgemein faßlicher lichtvoller Darstellung alle Meister von Gluck bis auf Wagner treffend charakterisirt, in ihrer Bedeutung für die Gesamtentwicklung der Tonkunst gewürdigt und ihren Einfluß durch die Reihe ihrer Jünger und geistesverwandten Epigonen bis auf die Gegenwart nachgewiesen. (Stuttgarter Tagblatt 1885, Nr. 135.)

Solche Charakteristiken nehmen sich außerordentlich einfach aus, und doch, wenn dieselben nicht bloß andern nachgesprochen werden, sondern, wie dies in unserm Büchlein der Fall ist, durchaus auf Grund selbständigen Urteils gebildet sind, setzen sie nicht weniger als eine Lebensarbeit voraus. Besonders der Laie wird dafür dankbar sein, wenn ihm nicht bloß von einem Musikkribenten, sondern von einem Musiker solche Urteile an die Hand gegeben werden.

(Staatsanzeiger für Württemberg 1885, Nr. 153.)

In klaren und scharfen Umrissen zeichnet der Verfasser das Bild eines jeden Tonsetzers, seine Eigentümlichkeiten und die Stellung seiner Werke im allgemeinen Flusse der Entwicklung der Tonkunst. Mit einer wahrheitsgetreuen Darstellung verbindet sich eine edle, anmutige Diktion, sodaß man das Büchlein immer wieder gern zur Hand nimmt.

(Litterarische Rundschau 1885, Nr. 11.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie.

Ein encyklopädischer Versuch

von

Lic. **C. A. Bernoulli,**

Privatdozenten in Basel.

Gr. 8. 1897. M. 3.20.

Der Verfasser führt auf Grund einer Uebersicht über die Entwicklung der protestantischen Theologie, besonders im 19. Jahrhundert aus, daß auch die moderne liberale Theologie durch die Rücksicht auf die praktische Verwertbarkeit ihrer Resultate in der freien Entwicklung noch gehemmt sei, und fordert daher eine schiedlich-friedliche Trennung der theologischen Fakultäten in wissenschaftliche und kirchliche.

Ich werde die verschiedenen Urteilsäußerungen über das Buch, günstige wie ungünstige, in der „Christlichen Welt" zum Abdruck bringen.

Das freie Christentum und die Bewegung für ethische Kultur.

Vortrag,

gehalten in Bern am 8. September 1896

von

Dr. **Johannes Kreyenbühl,**

Privatdozenten der Philosophie an der Universität Zürich.

Kl. 8. 1896. M. —.50.

Der Verfasser weist nach, daß die wahre Religion ethisch und die Ethik religiös sein müsse. Dies thut er in sehr ansprechender und fesselnder Weise. . . . Was uns gefällt, ist die entschiedene Anerkennung des Mystischen in der Religion und die Wärme der Gedanken, welche dem Ganzen eine wohlthuende Temperatur giebt.
(Theologischer Litteratur-Bericht 1897, Nr. 5.)

Die Notwendigkeit und Gestalt

einer

kirchlichen Reform.

Der Kirche der Reformation gewidmet

von

Dr. **Johannes Kreyenbühl,**

Privatdozenten der Philosophie an der Universität Zürich.

Gr. 8. 1896. M. 4.—.

Das Buch ist das Werk eines ehemaligen Katholiken, der infolge seiner katholischen Herkunft eine genauere Kenntnis des Katholizismus, ein feineres Gefühl für die aus ihm in den Protestantismus herübergenommenen Elemente besitzt und ebendeshalb ein lebhafteres Bedürfnis nach durchgreifender Reform empfindet, als es bei Protestanten in der Regel der Fall zu sein pflegt. (Theologische Literaturzeitung 1897, Nr. 4.)

Jeder Satz zeugt von ungewöhnlichem Wissen, philosophisch tiefem Erfassen der Probleme, feinem ästhetischen Gefühl und großer Begabung für schwungvolle, interessante Darstellung. Man fühlt es, tiefschmerzliche, aber auch erhebende persönliche Erfahrungen sind es, die diese Worte diktirt haben. (Neue Züricher Zeitung 1896, Nr. 248.)

Diese Schrift ist aus zehn ebenso tief studirten als fesselnd geschriebenen Vorträgen über die höchsten Fragen aller Denker unserer Zeit zusammengesetzt. Der Verfasser hat seine Stellung als Professor der Philosophie in Luzern aufgegeben, um ungehindert vom Ultramontanismus in Zürich seine freireligiösen, aber durchaus auf christlichem Boden beruhenden Grundsätze verfechten zu können. Wir möchten das Werk aufs wärmste empfehlen. (Religiöses Volksblatt [St. Gallen] 1896, Nr. 34.)

Der biblische Wunderbegriff.

Von

Dr. th. **E. Ménégoz,**

Professor an der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris.

Mit Nachträgen deutsch herausgegeben von

Dr. th. **A. Baur,**

evang. Dekan in Münsingen (Württemberg).

Kl. 8. 1895. M. —.80.

Der neueste höchst interessante Beitrag zu der Frage der biblis[chen] Wunder. Auch in Deutschland werden die Ausführungen des Verfass[ers] voraussichtlich Aufsehen erregen und hoffentlich unter den Lesern d[er] „Christlichen Welt" manche Freunde oder wenigstens eifrige Leser finde[n]. (Christliche Welt 1895, Nr. 33.)

Der Verfasser glaubt nicht mehr an das Wunder im Sinne ei[ner] Abweichung von dem Naturgesetze, aber die Naturgesetze selbst sind i[hm] der Ausdruck des göttlichen Willens. Dabei betont er scharf die fr[eie] Thätigkeit Gottes und die Erhörung des Gebets und bekämpft entschloss[en] den Determinismus. (Literar. Rundschau 1895, Nr. 5.)

Eine sehr schöne Perle theologischer Arbeit, tief gegründet u[nd] doch leicht verständlich. Der Verfasser fragt: was haben die biblisch[en] Schriftsteller über das Wunder gedacht? und: ist dieser biblische Wunde[r]begriff derartig, daß wir ihn nach dem Stande unsrer jetzigen religiö[sen] und naturwissenschaftlichen Erkenntnis festhalten können? Diese Fra[ge] verneint er, . . legt aber alles Gewicht darauf, daß er den eigentl[ich] religiösen Inhalt des Wunderbegriffs völlig festhalte.
(Ev. Gemeindebl. f. d. Herzogt. Braunschweig 1895, Nr. 25.)

Was diesen Vortrag so wertvoll macht, ist die volle Ehrlichke[it,] mit welcher der Verfasser sich fest auf den Boden der heutigen Wisse[n]schaft stellt und eine Aufhebung der Naturgesetze von Seiten Gottes ei[n]fach verneint, ohne daß er aber damit etwas dem Christenglaube[n] Wesentliches preisgiebt. Er sucht und findet eine Lösung, welche de[m] Wissen und dem Glauben gleichmäßig gerecht wird.
(Ev. Gemeindebl. f. Rheinld. u. Westf. 1896, Nr. 8, Beil.)

Religion

innerhalb der Grenzen der Humanität.

Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik.

Von

Dr. **Paul Natorp,**

Professor der Philosophie an der Universität Marburg.

Kl. 8. 1894. M. 1.50.

Das Buch ist anregend, in schöner, zum Teil begeisterter Sprac[he] geschrieben und enthält im einzelnen treffende Bemerkungen.
(Ethische Kultur 1896, Nr. 13.)

Natorp gehört zu jenen vornehmen, aber leider immer noch vi[el] zu wenig zahlreichen Geistern, die mit solider wissenschaftlicher Bildun[g] ausgerüstet, sowie von dem Recht und der Pflicht einer dieses Namen[s] würdigen Wissenschaft tief durchdrungen lebendig und einsichtsvoll gem[...] sind, die hohe Bedeutung der Religion für die geschichtliche Entwicklun[g] des Menschengeschlechts zu erkennen. Sein Buch gehört jedenfalls [zu] denen, die zum Denken anregen, und die ein diskutierbares Proble[m] ins rechte Licht setzen. (Christliche Welt 1895, Nr. 30.)

Mit großem Ernst, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und in edle[r] maßvoller Sprache ist dieses Büchlein geschrieben. Es wird durch se[in] eignes Schwergewicht vor dem Schicksal bewahrt werden, mit der Ma[sse] der Broschürenlitteratur in das Meer der Vergessenheit zu schwimmen.
(Prot. Kirchenzeitung 1895, Nr. 1.)

Die Frage der nationalen Bildung hat Professor Natorp in ein[er] gehaltvollen, originellen und mit Begeisterung geschriebnen Broschü[re] erörtert. (Grenzboten 1894, Nr. 2.)

Ein sehr anregendes und lesenswertes Buch, das vor allem jede[m] denkenden Schulmanne zur unbefangenen Würdigung zu empfehlen i[st]. (Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens 1894, Nr. 12.)

Die Lektüre dieses Schriftchens ist ein wahrer Genuß; denn d[er] Verfasser redet von der wahren Religion der Humanität und nicht vo[n] der Religion der Menschensatzungen. Die wahrhaft religiöse und d[ie] sittliche Weltanschauung sind nach seiner Ansicht in ihrer Wurzel zw[ar] getrennt, stehen aber in innigster Wechselbeziehung zu einander, so d[aß] die eine nicht ohne die andre sein kann; dies muß vor allen Ding[en] auch die Pädagogik beachten. (Pädagogischer Jahresbericht 47. Bd.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig